

Der Konflikt zwischen familiärer Pflege und Beruf als handlungstheoretisches Problem

Ursula Dallinger

Blücherstraße 36, D-34 123 Kassel

Zusammenfassung: Das Problem, wie erwachsene Kinder abwägen und entscheiden, wenn die eigene Erwerbstätigkeit mit dem Hilfe- und Pflegebedarf eines betagten Elternteiles in Konflikt gerät, wird hier zum empirischen „Wetzstein“ für die handlungstheoretische Erklärung sozialen Handelns. Dazu zieht die Autorin Ansätze aus der Familiensoziologie wie auch (insbesondere neuere) Rational Choice-Modelle heran. Deren Annahmen und Gehalt zur Erklärung sozialen Handelns werden kritisch diskutiert. Zur Überwindung der Dichotomie zwischen dem „übersozialisierten“ Akteur des Ansatzes normativen Handelns und dem Homo oeconomicus des Rational Choice-Ansatzes schlägt die Autorin die handlungstheoretischen Modelle Alfred Schütz' und Pierre Bourdieus vor. Deren größere Angemessenheit an den Gegenstand wird anhand der empirischen Handlungs- und Wissensmuster der Akteure gezeigt. Zu ihrer Analyse bedarf es Kategorien, die die soziale Gebundenheit der Zielsetzungen und Präferenzen und zugleich den strategischen Umgang mit sozialer Wertschätzung, wie er sich in Praxisstrategien erwachsener Kinder zeigt, erfassen. Schütz' Begriff des sozialen Wissensvorrates und Bourdieus Konzept einer Ökonomie der Praxis leisten beides.

1. Einleitung

Ziel dieses Beitrages ist es, handlungstheoretische Erklärungsmodelle anhand eines empirischen Beispiels aus der Familiensoziologie zu reflektieren. Am Konflikt zwischen Erwerbstätigkeit und familiärer Pflege sollen die familiensoziologischen Erklärungsangebote und – ausgehend von den in der Familiensoziologie sehr einflußreichen Modellen der neoklassischen Ökonomie – der allgemeine rational choice-Ansatz auf ihre Angemessenheit hin beleuchtet werden. Es geht mir also darum, im Lichte empirischer Komplexität handlungstheoretische Ansätze zu hinterfragen und einem gegenstands-angemessenen Theorietypus näher zu kommen.

Das Aufeinandertreffen von Beruf und familiärer Pflege stellt für eine handlungstheoretische Analyse von Generationenbeziehungen eine besondere Chance dar. Da beide Bereiche ab einem bestimmten Umfang des Pflegebedarfes um zeitliche Ressourcen zu konkurrieren beginnen bis sie schließlich eventuell gar nicht mehr zu vereinbaren sind, geraten Akteure unter Handlungsdruck, sich für einen der Bereiche zu entscheiden. Mit der Entscheidung einher geht ein Abwägen zwischen zwei in jeder Hinsicht „gewichtigen“ Optionen, bei dem die Entscheidungslogik der Akteure sichtbar wird als bei reinen Routineentscheidungen. Akteure stehen unter Begründungszwang, denn beide Optionen sind mit sozialer Wertschätzung und Normen aufgeladen. Die Wahl zwischen Erwerbstätigkeit und familiärer Pflege ist so brisant, weil

beide Optionen mit weitreichenden materiellen wie auch immateriellen Folgen verbunden sind.¹

Die vor allem englischsprachige Forschung zum Zusammentreffen von Erwerbstätigkeit und familiärer Pflege analysiert die Beeinträchtigung, die jeweils vom einen Lebensbereich auf den anderen ausgeht. Dieser Typ von Forschung sammelt die mit einer Reduzierung der Pflege oder Beeinträchtigung des Berufes korrelierenden Variablen.² Damit können Zusammenhänge mit einer gewissen ad hoc Plausibilität nachgewiesen werden, etwa daß hohe Belastung und geringe Berufsqualifikation die Wahrscheinlichkeit eines Ausscheidens aus der Erwerbstätigkeit steigern. Erklärungen,

¹ Bereits ein kurzer Blick auf die materielle Ebene, auf die die Folgen aber keinesfalls zu reduzieren sind, zeigt dies. Nicht nur das Ausscheiden aus der Erwerbstätigkeit bedeutet Einkommenseinbußen und indirekte Kosten wegen Wiedereinstiegsproblemen, verschlechterten Berufs- und Erwerbchancen und Lücken der sozialen Sicherung; auch das Verbleiben im Beruf und die – abhängig vom Pflegebedarf und dem Arbeitszeitumfang irgendwann notwendig werdende – Versorgung des betagten Elternteils durch professionelle, bezahlte Dienste hat Folgekosten. Aufgrund der Unterhaltspflicht in der geraden Verwandtschaftsline (§ 1601 BGB) – Leistungen der Sozialhilfe für hohe Heimkosten, für die das eigene Einkommen der Eltern meist nicht ausreicht, werden an die Kinder übergeleitet – müssen erwachsene Kinder materielle Belastung in Rechnung stellen.

² Zu dieser Thematik z. B. Brody et al. 1987; Brody/Schoonover 1986; Matthews et al. 1989; Scharlach/Boyd 1989. Ein kritischer, ausführlicher Literaturüberblick vgl. Dallinger 1996.

die den Beruf-Pflege-Konflikt mit geeigneten sozialwissenschaftlichen Theorien verbinden, werden jedoch nicht formuliert. Die zentrale Frage ist hier dagegen, wie sich Akteure in dieser Entscheidung orientieren, wie sie dieses Problem sozialen Handelns lösen und mit welchen Ansätzen dies erklärt werden kann. Ziel dieses Beitrages ist also nicht die Analyse von Variablen/ Faktoren, mit denen das Zustandekommen etwa des Ausstiegs aus der Erwerbstätigkeit oder aber aus der familiären Pflege erklärt werden kann. Die Relevanz des hier behandelten empirischen Gegenstandes ergibt sich auch nicht aus der Quantität seines Auftretens. Vielmehr ist das Aufeinandertreffen von Beruf und familiärer Pflege eine aufschlußreiche Konstellation für die theoretischen Fragen der Familiensoziologie und die neuere Diskussion in der Handlungstheorie.

In der Bundesrepublik gab es 1991 nur 380.000 erwerbstätige Pflegenden im Erwerbsalter, die einen über 65-jährigen Menschen versorgen, das sind aber immerhin 44,9% der Pflegepersonen dieser Bezugsgruppe. Diese Zahl verdeutlicht, wie sehr die familiären Generationenverhältnisse von der Erwerbstätigkeit der erwachsenen Kindergeneration – bzw. allem was hinter diesem Sammelbegriff an einzelnen Dimensionen steht (Einkommen, soziale Kontakte, Qualifizierung, Bestätigung, Zeitstrukturen etc.) – geprägt ist. Ist ein Kompromiß zwischen Pflege und Beruf nicht mehr möglich, setzt die Mehrzahl der – dann ehemals – Pflegenden den Beruf fort (65,6% der weiblichen und 85,7% der männlichen Pflegepersonen); entsprechend scheidet nur ein kleinerer Teil wegen der Pflege aus dem Beruf aus (16,2% der weiblichen und 7,7% der männlichen Pflegepersonen). (Vgl. Beck u.a. 1994.)

In der Familiensoziologie konkurrieren zur Erklärung von familiären Generationenbeziehungen jene Ansätze, die von normativ geleitetem Handeln ausgehen, mit Konzepten des sozialen Tausches und der Familienökonomie, die der individualistischen, neoklassischen Tradition der Ökonomie verpflichtet sind.³ Bei deren Darstellung gilt

es herauszuarbeiten, daß beide Erklärungsstrategien nicht ohne Elemente des jeweils konträren Ansatzes auskommen (Abschnitt 2). Ein (notwendig selektiver) Blick auf die allgemeine utilitaristische Handlungstheorie soll zeigen, inwiefern dort der bekannten Kritik an der Unangemessenheit des utilitaristischen Modells für die spezifischen Bedingungen sozialen Handelns begegnet wird, wie Normen und eingeschränkt rationales Handeln in neuere Varianten des rational choice-Ansatzes aufgenommen werden (Abschnitt 3). Diesen Konzepten gelingt eine Integration jedoch nur ansatzweise, was konzeptionell, aber auch im Lichte des hier untersuchten empirischen Problems immer wieder deutlich wird. Daher schlage ich zwei andere theoretische Modelle des Handelns vor, um den Entscheidungs-Konflikt zwischen der Pflege eines betagten Elternteiles und eigener Erwerbstätigkeit zu erfassen: einmal das Konzept eingeschränkt rationalen Handelns bei Alfred Schütz; zum zweiten Pierre Bourdieus austauschtheoretisch und strukturalistisch inspirierte „Theorie der Praxis“ (auch Ökonomie der Praxis), die die zur Erklärung familiärer Generationenbeziehungen wichtige Austauschtheorie erweitern soll (Abschnitt 4). Beide Ansätze tragen der sozialen Gerechtigkeit des Handelns der Akteure Rechnung, ohne jedoch – wie die normative Tradition – präferenzengeleitetes und folgenbewußtes Handeln zu negieren, das die utilitaristische Tradition betont. Damit vermögen Schütz' und Bourdieus Modelle zwischen Konzepten des normativ geleiteten Handelns einerseits und des rationalen, nutzenmaximierenden Handelns andererseits zu *vermitteln*. Mit den Ergebnissen einer empirischen Studie zum Beruf-Pflege-Konflikt, die methodisch auf der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik basiert, soll gezeigt werden, daß die vorgeschlagene Art der Vermittlung adäquat ist (Abschnitt 5). Dies zeigt sich darin, daß subjektive Vorstellungen von Präferenzen wie auch Nutzen, nach denen die erwachsene Kindergeneration ihr Handeln ausrichtet, sich als geprägt erweisen von Routinen oder Wissensmustern des „sozialen Wissensvorrates“ (Schütz). Dieser enthält Typisierungen (und damit eben überindividuelle Kategorien) über *gerechtfertigte* Erwartungen, über *zumutbare* Leistungen und *legitimen* Präferenzwandel. Das Reflektieren der Handlungsfolgen im Konflikt Beruf-Pflege geht einher mit normativ vermittelter sozialer Anerkennung, Austausch rechnet strategisch mit allen Werten von Optionen, auch mit den moralischen. Allerdings verweist die in dieser Studie ebenfalls empirisch rekonstruierbare eheliche Ein-

³ Dies ist selbstverständlich keine vollständige Aufzählung familiensoziologischer Ansätze. Ich spare die modernisierungstheoretisch argumentierenden Ansätze, die von der Pluralisierung oder Rationalisierung der familiären Generationenbeziehungen ausgehen, aus (z. B. Hagestad 1986; Diewald 1990 und 1991; Hörl 1992). Sie zielen primär auf den Wandel dieser Beziehungen unter der Bedingung fortschreitender Modernisierung, weniger auf deren Konstitution. Obgleich auch sie Aussagen über deren Zustandekommen machen – etwa wenn von der Ablösung der Sicherung sozialer Hilfebeziehungen durch familiäre Verpflichtung durch Prozesse des Aushandelns und selbst zu erwerbender Beziehungen die Rede ist – so enthalten sie doch keine explizite Handlungstheorie.

kommensstrategie auf die Plausibilität der von der Familienökonomie erfaßten Prozesse des Abwägens einer für den Haushalt/ das Ehepaar günstigsten Ressourcenallokation.

2. Erklärungsansätze intergenerationaler Beziehungen

2.1 Normen

Daß Hilfe und Pflege der alten Eltern durch überindividuelle Verhaltenserwartungen geprägt seien, gehört zu den impliziten, im Grunde aber bereits durch empirische Befunde wie auch theoretische Einwände relativierten Annahmen einer Erklärung von Generationenbeziehungen (vgl. Brody 1985; Rosenmayr 1984).⁴ Ist in der neueren Literatur vom an sozialen Normen orientierten Handeln in familiären Generationenbeziehungen die Rede, dann wird dort der lange bekannten Kritik an der zu großen Starrheit des Konzeptes normengeleiteten Handelns gegenüber dem Einfluß situativer Umstände und der Kritik an der mangelnden Berücksichtigung der Eigentätigkeit des Akteurs sowie des sozialen Wandels auf verschiedene Weise Rechnung getragen. Eine modernisierungstheoretisch argumentierende Relativierung von sozialen Normen etwa sieht deren Einfluß im Zuge der Individualisierung geschwächt und durch Aushandlungsprozesse zwischen den Generationen ersetzt (Diewald 1991). In einem gerade erst einsetzenden individuellen wie auch gesellschaftlichen Dialog würden die Sollensvorstellungen neu bestimmt (Schütze/ Wagner 1991). Familiäre Solidarität entstehe nicht aus blindem Befolgen von Rollenvorgaben, sondern Akteure wenden Normen *situativ an* und formulieren Bedingungen für deren Gültigkeit (Finch/ Mason 1991 und 1993). Intergenerationelle Solidarität entwickle sich einerseits durch „ein für Generationenbeziehungen wesentliches Ensemble von Normen, die den Austausch von Gütern und Dienstleistungen regeln.“ (Walter 1993: 342). Andererseits werden Normen abgeschwächt als lediglich regulatives Prinzip bezeichnet, die situations- und personenbezogen angewandt werden.

Dementsprechend begreifen Alice und Peter Rossi (1990) familiäre Generationenbeziehungen als *duale Struktur* aus konkreten sozialen Beziehun-

gen und kulturell anerkannten, gesellschaftlichen Normen. Diese müßten Akteure weder völlig internalisiert haben, noch ihnen voll und ganz zustimmen. Zwischen einer sozialen Regel und dem konkreten Verhalten liege stets ein *Anwendungsspielraum*. Entsprechend „dual“ sind die Ergebnisse der Studie: neben der wenig nach situativen Faktoren variierenden, hohen Zustimmung zum Verpflichtet-Sein in der geraden Verwandtschaftsline steht der Befund, daß *faktische* Hilfebeziehungen sich weniger von der Zustimmung zu Normen der Generationensolidarität als vielmehr von Variablen, die äußere Handlungsbedingungen indizieren, wie der Wohnentfernung zwischen Eltern und erwachsenen Kindern, bestimmt erwiesen. Auch Schütze und Wagner (1995: 310 f.) kombinieren die familiäre Solidaritätsnorm wegen der ja real vorhandenen Verhaltensdifferenzen erwachsener Kinder gegenüber ihren alten Eltern mit Einflußfaktoren, die die gegenüber der Norm variierenden Handlungsmöglichkeiten plausibel machen: die Situation (etwa eine Notsituation verleiht der Norm der Solidarität Nachdruck); die emotionale Beziehung (unbefriedigende oder ungelöste und gestörte Beziehung) zwischen den Generationen; der grundsätzlich zu berücksichtigenden Interpretationsspielraum beim Befolgen eines allgemeinen Handlungsgebotes. Die empirischen Ergebnisse von Schütze und Wagner zur sozialen Beziehung und Hilfe zwischen erwachsenen Kindern und alten Eltern spitzen die Divergenz zwischen Pflegenorm und tatsächlicher Hilfeleistung sogar noch zu: die Zustimmung zur familiären Pflegenorm erwies sich als um so höher, je weniger die Lebensbedingungen Anlaß zum konkreten Einlösen der normativen Pflichten gaben (Schütze/ Wagner 1995: 318 u. 321).

Eine ausschließlich normative Handlungsprägung scheint also kaum noch vertretbar zu sein. Theoretisch wird das Konzept der Normen durch Hinzufügen von weiteren Elementen flexibilisiert. Dennoch: den „cultural dope“ (Garfinkel) kann man kaum völlig über Bord werfen, solange man eine strukturierte Praxis und die Bedeutung kultureller Regeln für die Orientierung und Bewertung auch bezüglich des Handelns in Generationenbeziehungen anerkennen muß. Normative und kulturelle Regeln stecken den Bereich möglicher Ziele ab, sie sind konstitutiv für die Bewertung „erstrebenswerter“ Ziele und das, was als Nutzen gilt.⁵ Aller-

⁴ Zur nordamerikanischen, sehr von methodischen Fragen geprägten Diskussion um Normen der familiären Generationenbeziehung vgl. Bengston et al. 1984; Roberts/ Bengston 1990; Roberts et al. 1991.

⁵ Die rational choice Theorie kann (und will) ja gerade nicht erklären, woher die subjektiven Ziele oder Präferenzen kommen und daß diese nicht individuell variieren,

dings wird – um diese Aspekte des Handelns einzufangen – in diesem Beitrag nicht weiter auf den Begriff der sozialen Normen rekurriert oder etwa – wie dies Etzioni (1988) tut – eine Codetermination von Handeln durch normativ-affektive Elemente und rationale Elemente vorgeschlagen.⁶ Damit hätte man beides nur nebeneinander gestellt, aber nicht integriert, und die problematischen Implikationen des Konzeptes einheitlicher, verbindlicher Normen wären nicht beseitigt. Dagegen sollen Ansätze vorgeschlagen und angewandt werden, die Handlungsspielräume und Gegebenheit des Handelns zugleich zulassen (siehe Abschnitt 4).⁷

2.2 Sozialer Austausch

Familiäre Hilfeleistung generell und die zwischen den Generationen insbesondere wurde fast ausschließlich in der Tradition des Tausches von immateriellen und materiellen Gütern analysiert. Daß dieser Austausch stattfindet, ist aus dieser Sicht das Ergebnis individuellen Nutzenkalküls. Daß er vor allem in der Familie stattfindet, wird damit erklärt, daß die spezifische rechtliche und soziale Form Familie besser als andere Sozialformen, in denen Hilfeaustausch organisiert sein könnte, langfristige Versorgung durch sichere Gegenleistungen und Bedürfnisbefriedigung gewährleisten (Nye 1979; Sussman 1985: 417 und 427; Diewald 1986; Bien u.a. 1994; Marbach 1994). Mit den rechtlichen und sozialen Bedingungen der Institution Familie sind aber bereits Elemente eingeführt, die über den utilitaristischen Familienbegriff – Familie als optionales, allein auf der individuellen Nutzenmaximierung basierendes System – hinausgehen.

sondern Muster zeigen. Die kulturelle und soziale Einbindung der Akteure ist eine mögliche Erklärung der Präferenzen, bei der natürlich die sozio-kulturelle Differenzierung nach Milieus, Prozesse des Wandels zu berücksichtigen sind.

⁶ Etzioni geht vom Vorrang des normativ und affektiv gesteuerten Handelns aus und räumt der Rationalität lediglich einen abgegrenzten Bereich ein innerhalb der drei Konstellationen, zu denen Rationalität und Normen verbunden werden (Exklusion von Rationalität, Eindringen von und Indifferenz gegenüber Normen; 96 ff.).

⁷ Ein wesentlicher Vorteil Bourdieus gegenüber Etzionis (1988) Ansatz der Codetermination von Handeln durch normative wie rationale Orientierung ist, daß dort nicht von einheitlichen Normen, sondern von feldspezifischen Rationalitäten ausgegangen wird.

Auch der gedankliche Ursprung der Austauschansätze, Marcel Mauss Studie (1968) zum Gabentausch, enthält solche über den utilitaristischen Austauschansatz hinausgehenden Elemente, denn hauptsächlich zeigt sie, wie durch Geschenk und Gabentausch stabile, geregelte soziale Beziehungen entstehen. Gouldner (1960) bringt die Reziprozitätsnorm ins Spiel, da erst auf der Grundlage einer Regel, die die „angemessene“, der Vorleistung entsprechende Leistungserwidierung verbindlich macht, stabile soziale Beziehungen gestiftet werden könnten. Mit der Austauschtheorie Blaus (1964), die jedoch Ungleichgewichte des Tausches und ein infolgedessen entstehendes Macht- und Statusgefälle zwischen den Tauschpartnern belegt, kann auch bei familiärem Austausch unausgeglichener Austausch erwartet werden (empirische Belege vgl. Marbach 1994: 169 ff.; Alt 1994: 221). Weitere Spezifizierungen des sozialen – also auch familiären – Austausches gegenüber dem ökonomischen Tausch sehen die Gegenleistungen beim sozialen Austausch nicht über Preise spezifiziert oder durch Verträge vorab festgelegt. Vielmehr müßten zum einen kulturelle Regeln die Äquivalente bestimmen (Rosemayr/Rosemayr 1978), zum anderen sei hier ein Spielraum für individuelles Verhandeln gegeben. Demnach wäre es für Generationenbeziehungen maßgeblich, welche kulturellen Austausch-Regeln bestehen und wie der Interpretationsspielraum unter bestimmten Bedingungen – eben unter der Bedingung Erwerbstätigkeit – genutzt wird. Ebenfalls anders als die zeitlich begrenzte Interaktion ökonomischen Austausches sei sozialer Austausch nicht auf direkte Reziprozität ausgerichtet. Gerade die Hilfe für ältere Menschen entspringe einer zeitlich aufgeschobenen Herstellung von Reziprozität (Gouldner 1960; Blau 1964; Diewald 1991: 120; Alt 1994: 199).

Ogleich die familiensoziologische Austauschtheorie Ergänzungsstücke wie (Reziprozitäts-)Normen oder kulturelle Regeln aufnahm, bleibt ihr Theoriekern die rationale Wahlhandlung. Die dieser gegenüber zu erhebende Kritik (unten weiter ausgeführt) gilt also ebenfalls bezüglich der Austauschtheorie: auch in diesem Modell sind individuelle Präferenzen gegeben, ihrer Herkunft wird nicht differenziert nachgegangen. Auch hier läßt sich die Tendenz zum metaphernartigen Gebrauch der ökonomischen Begriffe in der Anwendung auf soziales Handeln kritisieren, zumal mittlerweile ökonomische wie emotionale, psychische wie normative Gewinne bzw. positive Folgen unter Nutzen subsumiert werden (Franz 1986: 49).

Die zentrale Regel der Orientierung an individuellem, völlig subjektivem Nutzen läßt den Nutzenbegriff so offen, daß alles und schließlich gar nichts klar Bestimmbares damit erfassbar ist (Etzioni 1988:26 f.). Die eigentlich zu gehaltvollen Erklärungen führende Frage ist: „Was sind wann für wen unter welchen Umständen Nutzen und Kosten, und wessen Nutzen/ Kosten schlagen in Konfrontation/ Koalition mit den Kosten/ Nutzen anderer Akteure auf die Normenstehung durch.“ (Lautmann 1985: 225 nach Trapp 1986: 326).⁸

Wie wichtig es ist, Nutzen konkreter zu bestimmen, läßt sich am empirischen Problem der Entscheidung zwischen den Optionen Beruf oder familiäre Pflege verdeutlichen. Bei der Fortsetzung der Erwerbstätigkeit (sei es bei gleichzeitiger familiärer Pflege oder bei Delegation der Pflege an professionelle Dienste, meist das Heim) scheint der größere „Nutzen“ der Erwerbstätigkeit relativ zur häuslichen Pflege auf der Hand zu liegen. Wird jedoch die Erwerbstätigkeit aufgegeben, was ist dann der Nutzen der Kindergeneration, was tauscht sie im Gegenzug ein? Meine These ist, daß man mit dem Gebrauch der ökonomischen Begriffe jene Prozesse nicht einfangen kann, die erst zur Einschätzung als Nutzen, als hoch bewertete Handlung auch der Berufsaufgabe führen. Die Entstehung dieser Bewertungen muß analysiert werden, was mit anderen Theorien eher gelingt.

2.3 Familienökonomie

Die Familienökonomie stellt nicht das Individuum, sondern den Haushalt ins Zentrum rationaler Handlung. Haushalte, Ehen oder Familien gelten als Orte der Produktion von „commodities“, in die Zeit, Güter und andere Bedingungen (etwa ein bestimmtes Bildungsniveau) eingehen (Becker 1981; Nauck 1989). Auch nicht bezahlte Hausarbeit hat ihren (Schatten-)Preis, denn sie braucht alternativ verwendbare Zeit. Die *new home oeconomic*s würde das Problem „Beruf und/ oder familiäre Pflege“ als eine Frage der Verteilung der knappen Ressourcen (Zeit und Einkommen zur Produktion der

verschiedenen erstrebten Güter) eines Haushaltes auf Erwerbstätigkeit und Haushaltsproduktion formulieren. Die Zeitallokation des Haushaltes richte sich danach, ob die haushaltsinterne Produktion der Güter in Relation zum haushaltsexternen Arbeitsangebot nützlicher ist (Gustafsson 1992: 410). Nach der klassischen Variante (Mincer 1963) sorgt die Frau aufgrund ihrer schlechteren Einkommenschancen und somit geringeren Opportunitätskosten für die Produktion von Gütern im Haushalt. Für eine Familie, die einen pflegebedürftigen älteren Angehörigen entweder durch eigene familiäre Zeittressourcen absichern kann – sprich, die (schlechterverdienende) Frau spezialisiert sich auf Pflege – oder dafür auf externe Dienstleistungen zurückgreift zugunsten des Zeiteinsatzes der Frau in der Erwerbstätigkeit, ist die Wahl der Alternativen abhängig vom Vergleich des relativen Nutzens der beiden Arten der Zeiterwendung (Nutzen ergäbe sich aus ersparten Kosten für Pflege durch Dienstleistung minus dem entgangenen Einkommen der Frau. Dazu zählen längerfristige Opportunitätskosten, wie fehlende Wiedereinstiegchancen).

Eine neue Variante der Haushaltsökonomie kritisiert den Gedanken eines einheitlichen familiären oder Haushaltsnutzen, den es wegen der unterschiedlichen Interessen, Opportunitätskosten und Machtpositionen von Mann und Frau nicht geben könne. Familiäre Entscheidungen über die Zeitallokation würden vielmehr ausgehandelt, wobei es auf die jeweilige Verhandlungsmacht der Ehepartner ankomme (Ott 1991: 387 ff.). Attraktive externe Alternativen stärken die Verhandlungsposition der Frau. Übertragen auf die Frage der Zeitallokation im Verhältnis von Beruf und/ oder Pflege heißt das, wie bereits aus klassischen RC-Theorien ableitbar ist: je attraktiver die Berufs- und Einkommenschancen der Frau, desto schwerer wird sich mit ihr aushandeln lassen, daß sie, um dem Haushalt Pflegekosten zu vermeiden, selbst Einbußen des Einkommens und der sozialen Sicherung in Kauf nimmt.

Die Objektnähe der dargestellten familiensoziologischen Ansätze führte zur – nicht immer ausgearbeiteten – Integration von Elementen der jeweils konkurrierenden Handlungstheorie. Diesen Anspruch einer Vermittlung und Adaption an soziales Handeln erheben aber ganz explizit neuere Varianten des RC-Modells.

⁸ Da mit diesen Grundannahmen der Austauschtheorie die relevanten Gedanken für das Handlungsproblem, Pflegebedürftigkeit der Eltern und eigene Erwerbstätigkeit erwachsener Kinder, ausreichend skizziert sind, beschränke ich mich darauf, weitere Modelle des sozialen Tausches als Literatur zu nennen: *Homans* behavioristisches Konzept (1958 und 1972), die *Equity-Theorie* des sozialen Vergleichs von Thibaut und Kelley (1959) sowie die *Ressourcentheorie* von Foa und Foa (1980).

3. Die Entwicklung des Modells der rationalen Wahl

Für Rational Choice-Ansätze ist Handeln am größtmöglichen individuellen Nutzen orientiert. Für Akteure seien gerade nicht soziale Normen handlungsleitend, sondern sie verfolgen subjektive Ziele rational, also unter Berücksichtigung der positiven und negativen Folgen der jeweiligen Optionen. Die Wahl falle auf die Handlungsalternative mit dem – natürlich im Rahmen gegebener Restriktionen an Handlungsmöglichkeiten, Ressourcen etc. – maximalen Nutzen (Elster 1989; Kirchgässner 1991).

Die Kritik an diesem klassischen ökonomischen Handlungsmodell wendet ein, daß der Einfluß von Normen und Werten auf das Handeln zu gering geschätzt werde und daß der Nutzenbegriff inhaltlich völlig unbestimmt sei (Trapp 1986). Das angegriffene RC-Modell begegnete dem ersten Teil dieser Kritik, indem es Normen zum Bestandteil des rationalen Handelns macht: sie bestimmen mit, was als erstrebenswertes Ziel, als vorteilhaft, kurz als Nutzen wahrgenommen wird. Oder: Sie gehören schlicht zu den Handlungsrestriktionen wie andere restriktive Bedingungen auch.⁹ Eingeschränkt rationales Handeln müsse realistischerweise vorausgesetzt werden, sei aber deshalb noch kein Argument gegen den homo oeconomicus (Vanberg 1991: 33 und 36). Regeln reduzieren sogar Such- und Entscheidungskosten, sind daher rational. Normen in diesem (nicht-normativen) Sinne haben v.a. auch in der Spieltheorie ihren Raum als evolutionäre Produkte längerfristiger notwendiger und vorteilhafterer Kooperation (Axelrod 1986 u. 1987).¹⁰

⁹ Daß die Perspektive, die Übernahme der Option familiäre Pflege als Ergebnis des rationalen Abwägens im Rahmen gegebener Handlungsbedingungen, etwa einer im Vergleich zum Einkommen der Frau höheren Ersparnis durch familiäre Pflege, zu sehen, in der Tat reduktionistisch wäre, daß auch kulturell-normativ geprägte Ziele und Nutzenvorstellungen einfließen – wie ich später zeigen werde, vermittelt über die soziale Anerkennung oder das symbolische Kapital – damit hätten neuere Richtungen der RC-Ansatzes keine Probleme. Indem sie aber Normen zu Präferenzen und Restriktionen wie viele andere auch erklären, nivellieren sie die Trennschärfe der Begriffe.

¹⁰ Danach bilden sich in der Interaktion zwischen rationalen Akteuren Regeln des Zusammenspiels aus. Denn unter der Rahmenbedingung der Aussicht auf wiederholte, langfristige Interaktionen haben kooperierende, auf nur kurzfristig maximalen individuellen Nutzen verzichtende Akteure einen Selektionsvorteil.

Eine gegen diese „reduktionistische Strategie“ des utilitaristischen Ansatzes in der Konzeptualisierung von sozialen Normen gerichtete Argumentation bietet John Elster an (1989: 98). Normen seien nicht im Grunde Formen oder Rationalisierungen von Eigennutz; sie kommen nicht nur dann zur Anwendung – wie die manipulative Haltung des Utilitarismus zu Normen unterstellt –, wenn mit ihnen der bestmögliche pay-off zu erreichen ist (beides ist auch möglich; 125). Elster sieht in sozialen Werten und Normen eine eigenständige Kraft bei der Handlungsorientierung am Werk, löst sie also nicht in eine mögliche Form des Utilitarismus auf. Aus seiner Sicht wirken soziale Normen und rationale Orientierung zusammen in einer Art ‘Parallelogramm der Kräfte’ (106), Akteure fühlen sich tatsächlich gebunden. Dennoch formuliert er eine individualistische Theorie der sozialen Norm mit der Definition „A norm, ..., is the propensity to feel shame and to anticipate sanctions by others at the thought of behaving in a certain, forbidden way.“ (Elster 1989: 105; Hervorheb. im Org.) Elsters vermittelnder Ansatz beansprucht nicht zu erklären, weshalb Akteure Normen befolgen, wie sie entstehen und sich verändern.¹¹ Sein – nach eigenen Worten eklektischer – Ansatz enthält keine systematische Integration von struktureller Bindung und immer wieder neu auszutachierender rationaler Wahl.

Eine bekannte, weiterhin zentrale Schwäche des RC-Modells ist seine Anfälligkeit für die folgende Tautologie: empirisch beobachtetes Verhalten wird als nützlich definiert, indem ihm ex post entsprechende individuelle Präferenzen zugeschrieben werden (Burkart 1994: 37; Miller 1994; gegen die Tautologiekritik Hill/ Kopp 1995, 115 f.). Um der Beliebigkeit von Präferenzen zu entgehen, wird von stabilen Präferenzen oder mit Bedürfnissen, nach deren Befriedigung Menschen streben, argumentiert. So führt etwa Huinink (1995) zur Begründung der Wahl von Partnerschaft und Familie das quasi anthropologische Bedürfnis nach dialogischen Beziehungen und individueller Fundierung ein. Diese Annahme stabiler oder gar primärer Präferenzen, mit der das RC-Modell die tautologische Verwendung von Präferenzen in den Griff bekommen will (Kappelhoff 1993: 34), ist aber sozialem Handeln nicht angemessen. Realistischer ist es, von Präferenzwandel und von kultu-

¹¹ Stattdessen illustriert Elster an empirischen Beispielen (etwa kollektiven bargaining Prozessen der Lohnverhandlung), wie ein Interagieren von normativen und utilitaristischen Orientierungen konkret aussieht.

rell-gesellschaftlich definierten „Präferenzen“ auszugehen.¹² An die Kritik an der Beliebigkeit von Präferenzen schließt die in diesem Beitrag vertretene These an, daß bei Entscheidungen soziale Prozesse eine Rolle spielen müssen, die nicht nur überhaupt erst inhaltlich bestimmte „Präferenzen“, Nutzen- und Wertvorstellungen entstehen lassen, sondern die vor allem die zentrale Funktion haben, Anschlußfähigkeit zu sichern.¹³ Soziale Akteure müssen auf Anschlußfähigkeit, auf soziale Akzeptanz ihres Handelns bedacht sein und nicht zuletzt aus Gründen der eigenen Orientierung (in der Sprache der RC-Theorie: der Vermeidung von Informations- und Suchkosten) auf Begründungsmuster, oder – mit dem hier vorgeschlagenen Schützischen Begriff – auf den sozialen Wissensvorrat zurückgreifen. Daß dies keine Festlegung individuellen Verhaltens bedeutet, wird im empirischen Teil deutlich.

Das neoklassische Handlungskonzept wurde immer wieder wegen seiner bei sozialem Handeln häufig unrealistisch hohen Anforderungen an die kognitive Kapazität und die Voraussetzungen für die Rationalität von Entscheidungen kritisiert. Soziales Handeln vollziehe sich oft habitualisiert, unter Zeitdruck, die Daumenregel sei wahrscheinlicher als das Suchen und logische Überprüfen aller Optionen und deren Folgen. Neuere Konzepte setzen vollständige Informationen über erreichbare Handlungsalternativen, über Mittel und beider Nutzen und Folge(-kosten) nicht mehr voraus. Als entscheidungsrelevant gilt nun die *subjectiv expected utility* (SEU), das Produkt aus dem subjektiven Nutzen zum Erreichen hoch bewerteter Ziele und der subjektiv erwarteten Wahrscheinlichkeit, diesen Nutzen überhaupt erreichen zu können. Zudem werden Restriktionen der Ziele und der Mittel eingeführt (Esser 1990, 1991a und b; siehe auch Huinink 1995; Hill/ Koop 1995). Diese in der bundesdeutschen soziologischen Diskussion v.a. mit dem Namen Esser verbundene Entwicklung einer sozialen Handeln adäquaten eingeschränkten Rationalität ist für diesen Beitrag insbesondere auch

deshalb relevant, weil mein „Rückgriff“ auf Alfred Schütz und dessen Ansatz sozialen Handelns gegenüber der Esserschen Revision des RC-Modells, die ja auch Schütz' Ansatz integriert, begründet werden soll. Daher werde ich genauer auf die theoretischen Differenzen zwischen beiden Autoren, zunächst aber auf Essers Erklärungsmodell selbst eingehen.

Im Rahmen des SEU-Modells begründet Esser, daß es für einen unter Knappheitsbedingungen handelnden und nur mit einer bounded rationality ausgestatteten Akteur rational ist, auf vollständige Information zu verzichten, um Such- und Entscheidungskosten zu vermeiden (1990: 234). Mit *Habits* und *Frames* werden den Wahrnehmungs- und Evaluierungsprozeß einschränkende Elemente als Erweiterung und zugleich Bestätigung des Modells der rationalen Wahl geltend gemacht. Die in *Habits* enthaltenen Routinen, Schemata oder Skripte erleichterten die rasche Orientierung und Informationsverarbeitung. Sie werden erst verlassen, wenn Alternativen selbst unter Berücksichtigung der Suchkosten noch größeren Nutzen versprechen und mit relativ großer Wahrscheinlichkeit erreichbar sind (Esser 1990: 236). *Frames* vermögen die Zielstruktur zu vereinfachen, indem sie ein Ziel dominant setzen. Sie enthalten Vorgaben durch Sinn, Logiken oder übergeordnete Ziele, wodurch Handeln auf spezifische Relevanzen ausgerichtet werden kann (Esser 1991, 440).

Die Selektion eines bestimmten Zieles oder *Frames* aus einer Fülle möglicher ist beim Konflikt Beruf-Pflege weniger das Problem, da bereits auf zwei Ziele die Aufmerksamkeit gerichtet ist. Bei der dann anstehenden Wahl einer Handlungsalternative bzw. eines *Frames*¹⁴ führt Esser (gestützt auf Lindenberg) zusätzlich zum üblichen Kriterium des geschätzten subjektiven Nutzens ein, daß Alternativen sich *deutlich* unterscheiden und *bedeutsam* sein müssen, um einen Wechsel der Zielpriorität zu veranlassen (Esser 1990: 241). Beide Elemente sind im Rahmen des

¹² Eine ausführliche Kritik an der Konzeptualisierung der Präferenzen in der RC-Theorie siehe Elster 1987.

¹³ Auch Priddat (1996) betont die Rolle der Anschlußfähigkeit von Handlungen, die RC-Modelle übersehen. Denn die Anschlußfähigkeit im sozialen System entscheidet erst über den Erfolg einer Handlung, weshalb nicht nur von den prospektiv erwarteten, subjektiven Nutzen wie beim RC-Modell auszugehen ist. Anschlußfähigkeit verwende ich hier allerdings nicht als systemtheoretischen Begriff, sondern als Anschluß im Rahmen von sozialen Sinnstrukturen.

¹⁴ Die Wahl des *Frames* und die Entscheidung für eine Handlungsalternative gehen ineinander über. Dies merkt auch Esser an (1996: 27). Deshalb ist es im hier analysierten Problem schwer zu entscheiden, ob man ohne framing auf der Stufe der Kognition auskommt und die Entscheidung zwischen den Alternativen nach SEU zustande kommt. Oder ist mit der Entscheidung über den *Frame* (etwa „Familienzusammenhalt“ oder „Karriere“) nicht gleich auch die Bewertung der Handlungsalternativen und das Ziel bestimmt. Die Unbestimmtheit des *Frame*-Begriffes, die Lüdemann/ Rothgang (1996) kritisierten, kommt beim Versuch der Formulierung meines empirischen Problems mit den Esserschen Begriffen deutlich zum tragen: ist ein *Frame* eine übergeordnete *Maxime* oder ist er selbst das primäre Handlungsziel?

Handlungsproblems Pflege-Beruf teils plausibel. Erwachsene Kinder würden z. B. vom Frame „Frauenerwerbstätigkeit“ erst dann zum Frame „familiäre Pflege“ wechseln, wenn diese deutliche Vorteile bringt und bedeutsam wird. Aber auch hier stellt sich wieder die Frage nach dem Gehalt von Begriffen wie Bedeutsamkeit oder Grad der Diskriminierung durch deutlich höheren subjektiven Nutzen.

Die bei Esser beschriebene Funktion von Habits paßt im Konflikt zwischen Beruf und Pflege nur eingeschränkt. Eine Situation für eine Routineentscheidung liegt hier sicherlich in der Regel nicht vor. Dazu sind beide Alternativen viel zu gewichtig, weshalb gerade in hohem Maße gesucht und reflektiert wird. Akteure dürften aber Routinen zur *Orientierung* im Konflikt anwenden. Ob dafür die Ersparnis von Such- und Entscheidungskosten der richtige Begriff ist, ist fraglich. Habits müssen weniger für die Auswahl der Mittel aus einer Vielzahl sorgen, sondern lösen das Problem sozial anschlussfähigen Handelns.

Esser macht soziale Selektionsprozesse der Handlungswahrnehmung und -evaluation zum wesentlichen Bestandteil seines Konzeptes und beschreibt die Herkunft von Routinen und Frames aus sozialem Sinn, Normen, Symbolen oder Wissensmustern. Gleichwohl wird deren soziale Konstitution (im Unterschied zu Schütz' Handlungsmodell) aber nicht konzeptionell berücksichtigt, ja zugunsten des Beharrens auf der Rationalität des Handelns negiert (Srubar 1994). Mit dem Argument, die letzte Stufe der Wahlhandlung sei eben doch rationale Wahl, wird Rationalität verteidigt, obwohl bei den vorgelagerten Stufen sozial begründete Habits und Frames weitgehend bestimmend waren. Der Nutzenbegriff wird auf diese Weise metaphorisch.¹⁵ Mit Burkart muß man kritisch fragen: „Man kann Handeln theoretisch so modellieren, *als ob es rational choice sei*. Hat man es damit erklärt?“ (Burkart 1994: 52, Hervorhebung im Original). Bei Esser bleiben – wie in anderen ökonomischen Handlungskonzepten – Ziele, Präferenzen und Bewertungen inhaltlich beliebig. Wie sehr aber auch diese Teil einer Sozialwelt sind, werden die empirischen Ergebnisse zeigen.

Elemente sozialen Handelns wie Routinen, Situationsdefinitionen aufgrund sozialer Regeln, eingeschränkte Handlungsrationale, für die üblicherweise ein spezifisch soziologischer Zugriff gefordert wird, will Esser ebenfalls mit dem Rational Choice-Modell erklärbar machen. Dazu verwies er auf Konvergenzen zwischen Schütz' Handlungsansatz und neueren RC-Konzepten (1991a, 1991b). Es bleibt aber ein Unterschied, worum es beiden

theoretisch geht: während Esser subjektive Kategorien der Nutzenerwartung oder Routinen und Ziel-Schemata, die die Wahrnehmung und Bewertung von Handlungsalternativen bestimmen, gar nicht weiter begründen möchte, sind Präferenzen, Ziele und Bewertungen bei Schütz Teil einer aus lebensweltlichen, intersubjektiven Wissensmustern aufgebauten sozialen Welt. So stehen hinter der sowohl bei Schütz als auch bei neueren RC-Theorien konstatierten Begrenztheit der Information über die Situation sehr unterschiedliche Dinge: bei RC ist es die begrenzte Kapazität der Informationsverarbeitung, die das Vorstrukturieren der Situation rational macht; bei Schütz ist es die grundsätzlich auf Typisierung und zumindest teilweise auf gemeinsame Symbole angewiesene Wahrnehmung und Interaktion in einer sinnhaften Welt. Mit seinen Plänen, Durchführbarkeitskalkülen und Entscheidungsgründen als Bestandteile eines subjektiven Handlungsrepertoires ist das Individuum angeschlossen an den sozialen Wissensvorrat (Schütz/ Luckmann 1979, Bd. 2: 63–65).

4. Theorien der Praxis: Schütz und Bourdieu

4.1 Wahlhandlung in einer sinnhaft strukturierten Sozialwelt

Alfred Schütz war zwar nicht Vorläufer einer eingeschränkten Rationalität in Rechnung stellenden Handlungstheorie, aber objektiv nahm er einige der Gedanken vorweg, mit denen heute das Modell des rationalen Akteurs umgearbeitet wird.¹⁶ Seine Akteure sind zielgerichtete und die geeigneten Mittel der Zielerreichung reflektierende Menschen. Zugleich sind sie an soziale Wissensmuster gebundene Akteure, die diese aber nicht starr situationsunabhängig anwenden. Vielmehr fordern neue objektive Handlungsprobleme (die sich etwa durch strukturellen Wandel der Gesellschaft ergeben) zur „Neuauslegung“ des Wissensvorrates heraus. Sie bringen neue Aspekte in den wahrgenommenen Horizont der Handelnden. Ein Wandel der überindividuellen Vorgaben wird also anders als beim Modell des normativen Handelns plausibel. Die Frage, was bei neuen Handlungsumständen mit der familiären Solidaritätsnorm geschieht, welche Folgen die steigende Erwerbsbeteiligung der

¹⁵ An anderer Stelle nimmt Esser die Merkmale rationalen Handelns (1996: 30f.) auf die – unbewußte – Berücksichtigung und Bewertung von Folgen zurück.

¹⁶ Zu Berührungspunkten und geistiger Auseinandersetzung mit den ökonomischen Ansätzen in Schütz wissenschaftlicher Entwicklung vgl. Srubar 1992.

Frau für die intergenerationellen Hilfe hat, läßt sich so sinnvoll stellen.

Anders als im „Entscheidungsmodell Kognition-Evaluation-Selektion“ Essers, das „uns nichts über den Charakter, den Ursprung und die Konsequenzen von Routine-Handlungen [sagt], weil es genau deren Eigenheiten verfehlt, indem es sie in die RC-Perspektive zwingt“ (Burkart 1994, S. 52), werden bei Schütz die Rationalitätseinschränkungen in der lebensweltlichen Perspektive verortet. Die folgenden „lebensweltlichen“ Bedingungen des Handelns machen es unmöglich, „volle Klarheit über alle im Vorgang des Wählens betroffenen Elemente zu gewinnen, also 'perfekt' rational zu handeln.“ (Schütz 1971: 108): a) Akteure können keine vollständige Klarheit über alle Handlungsfacetten haben. Sie stützen sich deshalb auf *Routinewissen*, sie prüfen nicht sämtliche formal vorhandenen Alternativen bevor es zur Entscheidung kommt; b) Rationalität ist eingeschränkt, weil die zum Entwurf gehörenden Ziele, Mittel und Durchführbarkeitseinschätzungen auf Wissen um *ähnliche Situationen*, auf *Typisierungen* aus dem *sozialen Wissensvorrat* basieren; c) Optionen, die Akteure in den Blick bekommen, sind durch *übergeordnete Pläne* – z. B. Lebenspläne, Familien- oder Arbeitspläne – vorselektiert (Schütz 1971: 108). Ihre Präferenzen sind nicht jeweils subjektive, sondern sind eingebettet in „Prioritäten des Lebenslaufes“ (Schütz/ Luckmann 1979, Bd. II: 153), in „übergeordnete Motivationszusammenhänge“ und „lebensgeschichtlich verfestigte Planhierarchien“ (Schütz/ Luckmann 1979: 58); d) Aus der *biographischen Situation* ergibt sich eine spezifische Perspektive, aus der bestimmte Optionen wahrgenommen werden.

Die empirische Analyse müßte also zunächst nachweisen, *ob* diese Dimensionen eine Rolle spielen. Dann wäre aus dieser Perspektive zu fragen, *welche* Routinen, übergeordneten Pläne, Typisierungen etc. es einer Frau/ einem Ehepaar erlauben, sich in einem Zielkonflikt zwischen der familiären Pflege und der Erwerbstätigkeit zu orientieren und schließlich auf sozial legitimierbare Weise, d. h. mit sozialen Wissensmustern in Deckung zu bringenden Verhaltensweisen, zu entscheiden. Mit dem Schützschén Konzept könnte gezeigt werden, wie das Wissen um die tradierte Pflicht zu familiärer Pflege im Spannungsverhältnis zur Erwerbstätigkeit „neuausgelegt“ wird. „In der fließenden Gegenwart des Wählens [zwischen Handlungsentwürfen; U.D.] treten Wissen und Relevanz in Form von Durchführbarkeitseinschätzung und Interesse an bestimmten Zukunftsmöglichkeiten

auf.“ (Schütz/ Luckmann 1979: 55). Demnach müssen die Relevanz der familiären intergenerativen Hilfe und Pflege einerseits und der Erwerbstätigkeit andererseits sowie das handlungsleitende Wissen erwachsener Töchter und Söhne und ihre Einschätzung zur Durchführbarkeit der verschiedenen Handlungsmöglichkeiten rekonstruiert werden. Dies soll im empirischen Teil des Beitrags geschehen.

4.2 Sozialer Austausch als praktischer Sinn

Pierre Bourdieu formuliert eine Variante des sozialen Tausches, die mit den Begriffen „praktischer Sinn“ oder „Ökonomie der Praxis“ strategisch-folgenbewußtes Handeln innerhalb einer sozialen Ordnung erfaßt. Seine frühen ethnologischen Arbeiten zu verwandtschaftlichem Austausch in der kabyllischen Gesellschaft Algeriens und im bäuerlichen Frankreich waren die empirische Grundlage der *Theorie der Praxis* (1976). Konzeptionell bezieht sich Bourdieu auf Marcel Mauss' Studie zum Gabentausch und dessen Funktion, Warenzirkulation und soziale Beziehungen zu stiften.¹⁷ Wie im Gabentausch überlagern sich in der Ökonomie der Praxis bzw. im praktischen Sinn nützliche Aspekte des Tausches und zugleich dessen „institutionell organisierte und garantierte Verkennung“ (Bourdieu 1987: 205). An archaischen und aktuellen verwandtschaftlichen Austauschformen liest er das Muster einer nicht auf das ökonomische reduzierten *Ökonomie der Praxis* ab. Ökonomisches Handeln im engeren Sinne sei Teil eines umfassenden sozialen Austausches (Bourdieu 1976: 345; 1987: 95).

Selbst Handlungen, die ihrem Selbstverständnis nach zweckfrei und interesselos zu sein behaupten – wie die ihrem modernen Selbstverständnis nach „rein“ emotionalen familiären Beziehungen – begreift Bourdieu als auf die Maximierung von symbolischem Kapital ausgerichtet. Die verschiedenen sozialen Felder sind durchzogen von strategischen „Kämpfen“ um soziale Anerkennung – also auch das Feld der Familie und der Generationenbeziehungen. Die einzelnen sozialen Felder (die horizontale Gliederung der Gesellschaft bei Bourdieu) verfügen über je eigene Strategien und Regeln darüber, wie man zu Kapital kommt. Eine Tochter, die vor der Wahl der familiären Pflege oder des Berufes steht, hat also zwischen Feldern mit unter-

¹⁷ Zugleich positiver und negativer Bezugspunkt ist für Bourdieu natürlich auch Lévi-Strauss' Austauschansatz.

schiedlicher Weise der Kapitalerzielung zu wählen. Da aber auch das Feld Familie und Pflege Möglichkeiten des Kapitalgewinnes enthält, muß nicht automatisch der Beruf das „nützlichere“ sein.

Auch im Hinblick auf die Intentionalität und Regelgeleitetheit des Handelns versucht Bourdieu Ökonomie der Praxis in Auseinandersetzung mit dem utilitaristischen Handlungsbegriff einerseits und „mechanistischen Theorien“ des Handelns andererseits eine Vermittlung zu entwickeln (Bourdieu 1987: 99 ff.). Mit dem Begriff der *Praxisstrategien* definiert er sich zwischen immer wieder neu ihren Nutzen kalkulierenden, frei von der „Trägheit“ des Habitus mit seinen dauerhaften Dispositionen handelnden Subjekten und passiven Rollenträgern. Nicht aus dem „freien“, außerhalb sozialer Ordnung stattfindenden Nutzenkalkül, sondern aus der Beachtung von Regeln in variierenden Situationen unter objektiven Bedingungen entstehen Praxisstrategien. Diese sind das Produkt eines praktischen „Sinns für ein historisch bestimmtes, besonderes soziales Spiel ...“ (Bourdieu 1992: 38), das Akteure einerseits *regelgeleitet*, andererseits *flexibel* und *situationsangepaßt* handeln läßt. Interessen verfolgen bedeutet, unbewußt den in der Sozialisation erworbenen sozialen Sinn für Regeln und Handlungsbedingungen in konkreten neuen Situationen „rational“ einzusetzen. Dies macht die Rede von der habituellen Ökonomie praktischen Handelns plausibel (vgl. Bourdieu 1987: 264 ff.).

Es ist der Habitus, der Individuen unbewußt gemäß des Nutzens und der Regeln spezifischer sozialer Felder handeln läßt: er gibt die Dispositionen des Akteurs vor (Bourdieu 1987: 101; 1992: 115). Indem Bourdieu bestimmt, daß Präferenzen und Interessen der Logik des Habitus unterworfen sind (1987: 91), gibt er Begriffen des Rational Choice-Modells einen ganz anderen Sinn. Präferenzen entstehen aus den Wahrnehmungs- und Handlungsdispositionen *und* den gegebenen Möglichkeiten. Wahlentscheidungen sind dann nur noch als strukturell gebundene möglich. Da der Habitus selbst das Produkt der Verinnerlichung der objektiven Strukturen ist (Bourdieu 1987: Kap. 3 und 286), wird mit dem Habitusbegriff die strukturalistische Seite Bourdieus so stark, daß der Gehalt von „Spielsinn“, praktischem Sinn oder Strategien droht, zu kurz zu kommen. Die Möglichkeit des Subjektes wenn nicht zur Reflexion, so doch zur Adaption (im Sinne des Sammelns von Kapital in all seinen Formen und feldspezifischen Ausprägungen) der habitusbestimmten Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata an vari-

ierende Situationen und zur Reaktion auf konkrete Bedingungen muß daher gegen den Habitus als Abbild der objektiven Existenzbedingungen gesetzt werden. Daher stehen die Formen der Ökonomie der Praxis in Generationenbeziehungen, die Praxisstrategien erwachsener Kinder im Streben nach materiellem und symbolischem Kapital im Vordergrund der Studie.

5. Empirische Diskussion

Die Interviewpartner und -partnerinnen wurden über Tagespflegeeinrichtungen, ambulante Pflegedienste und kommunale Pflegeberatungsstellen angesprochen. Ein Interview wurde mit einem Mann, eines mit einem Ehepaar und die übrigen acht mit Töchtern bzw. Schwiegertöchtern geführt. Das Alter der Befragten variierte zwischen mindestens 39 und maximal 56 Jahre; einen Bias der Höherqualifizierten gab es nicht. Falls eine Beschäftigung ausgeübt wurde, handelte es sich bei den Frauen, außer einer, um Halbtagsbeschäftigung; lediglich die befragten Männer (beides Söhne) waren vollzeit beschäftigt. Die insgesamt zehn Interviews repräsentierten drei Optionen des Handlungsproblems „Hilfeleistung und/ oder Beruf“: die Erwerbstätigkeit zugunsten der selbst erbrachten Pflege aufzugeben, Beruf und Pflege zu kombinieren oder die Pflege an ein Heim abzugeben, um die eigene Erwerbstätigkeit fortzusetzen.

Die Auswertung in Form von Einzelfallrekonstruktion, kontrastierendem Fallvergleich und schließlich typisierender Verallgemeinerung der Handlungsmuster der Einzelfälle schloß sich an die Methode der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik an (vgl. Soeffner 1989; Reichertz/ Schroer 1994; Dallinger 1997, 134 ff.). Diese lehnt sich bei der Einzelfallinterpretation an die objektive Hermeneutik von Oevermann an, bedient sich aber beim den Einzelfall abstrahierenden Schritt der von Weber und Schütz vorgedachten Typisierung.

5.1 Routinen und übergeordnete Pläne

Beim ersten Schritt der Darstellung der empirischen Ergebnisse geht es um die eingeschränkte Rationalität des Handelns im Entscheidungskonflikt Beruf oder Pflege, also darum, wie die Rationalität einschränkenden habits, Routinen oder übergeordnete Pläne aussehen.¹⁸

¹⁸ Eine ausführlichere Darstellung der Ergebnisse und der Fallinterpretationen vgl. Dallinger 1997: 179 ff.

Routinewissen und „lebensgeschichtlich verfestigte Planhierarchien“ sind äußerst relevant, da sie die Einschätzung der Durchführbarkeit der unterschiedlichen Handlungsoptionen im Konflikt zwischen intergenerationeller Hilfe und Erwerbstätigkeit erwachsener Kinder prägen. Routinen legen gewisse Handlungen nahe. Eine Interviewpartnerin hält die Kombination von Beruf und familiärer Pflege nicht für möglich, weil beide Optionen entsprechend ihrer bisher auf das Drei-Phasen-Modell ausgerichteten Biographie stets getrennt waren. Sie reflektiert gerade nicht immer wieder erneut, welche Option jene mit den individuell günstigsten Folgen ist. Das die Machbarkeit ihres Wunsches zur Erwerbstätigkeit angesichts familiärer Aufgaben steuernde Wahrnehmungsmuster wird erst eine äußere Intervention verändert.

Frau B.: *„Ich habe immer mal wieder daran gedacht berufstätig zu werden (nach der Unterbrechung wegen der Kindererziehung; U.D.), aber die Anfrage der Firma X kam mir zuvor. Ich hab das immer weggeschoben. Ich hab das mir soo gewünscht, eigentlich mal wieder ..., aber-. Dann war es natürlich ne gute Sache, daß man an mich rantrat. Interviewerin: Warum haben Sie es weggeschoben? Frau B.: Ich habe einfach gedacht ohne hinzusehen, es geht überhaupt gar nicht oder eingebildet, das geht nicht, aber es geht.“*

Als Routine fungiert nicht nur ein internalisiertes Wahrnehmungsmuster, sondern auch eine habituierte Lebensform. Im folgenden Beispiel präformiert die in der bisherigen Ehegeschichte praktizierte, traditionelle eheliche Arbeitsteilung, daß auch nun der Ehepartner die Erwartung an die nach der Kinderphase erwerbstätige Frau richten kann, zugunsten der familiären Hilfeleistung den Beruf aufzugeben. Was hier den Raum der Optionen einschränkt, ist eine vom Ehepartner (offensichtlich schon immer) durchsetzbare Definition der ehelichen Arbeitsteilung.

Frau D.: *„Es hieß ja nie 'Wir machen das gemeinsam', nech? ... Das hieß natürlich dann: 'Du willst arbeiten gehen, dann mußt Du sehen, wie das mit der Familie läuft.', nech? Ich mein, da ändert sich auch sowieso nichts dran. Das ist 'n abgeschlossenes Kapitel.“*

Ist die Erwerbstätigkeit der Frau Bestandteil eines gemeinsamen ehelichen Selbstverständnisses und routinierter Lebenspraxis, dann liegt ein Ausscheiden aus dem Beruf kaum nahe. *„Damals wurde jeder Pfennig gebraucht, so ist das entstanden, da is sie arbeiten gegangen. Wir sind immer zusammen arbeiten gegangen. Jo und dabei ist es hinterher ge-*

blieben.“ (Äußerung eines Ehemannes). Das ursprünglich große materielle Gewicht des Einkommens der Frau für die Familie etablierte sich später jenseits der materiellen Notwendigkeit.¹⁹ Die hier ausgedrückte große Bedeutung der Erwerbstätigkeit der Frau ist als Bestandteil des Routinewissen zu interpretieren, dessen sozialstruktureller Ursprung deutlich sichtbar blieb.

In allen drei Fällen war nicht die „Wahl“ einer bestimmten Option wichtig, denn routinegeleitetes Entscheiden/ Handeln stützt die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit genauso wie das Ausscheiden aus dem Beruf. Vielmehr wollte ich die Aufmerksamkeit lenken auf das „Wie“ der Entscheidung – es verläuft wenig reflektiert, Vor- und Nachteile werden gerade nicht durchgespielt – und auf den Charakter der Routinen: als Vorstellungen über eheliche Rollenverteilung, über die Abfolge von Familie und Beruf (Drei-Phasen-Modell) sind sie Teil des gesellschaftlichen Wissensvorrates.

Im Falle konkurrierender, sich z.T. sogar ausschließender Präferenzen bedarf es einer Hierarchisierung. Diese wäre im Rational Choice-Ansatz subjektiv und beliebig. Die Deutungsmuster der Interviewees zeigen aber, daß die erwachsene Kindergeneration eine Hierarchie ihrer Pläne an sozialen Kategorien des Lebenslaufes ausrichtet. Die über-subjektiven Vorgaben dieses Lebenslaufprogramms spiegeln sich in biographischen Plänen wieder. Zurückstecken für die Familie ist in der Phase der Kindererziehung akzeptabel, anschließend wäre der „richtige“ Zeitpunkt für eigene Erwerbstätigkeit gekommen, sie ist überindividuell gerechtfertigt. *„Das hatte ich mir ja ausgerechnet, wenn die Kinder es geschafft haben, tust Du wieder, was du machen möchtest.“* Diese Erwartung erzeugt dann auch einen Großteil der Spannungen, die aus der dennoch übernommenen Versorgung der betagten Elterngeneration entstehen. Zu dieser Art der Hierarchiebildung durch eine überindividuelle, sozial definierte *Planhierarchie* passen eher Begriffe wie Schütz' und Luckmanns soziale Kategorie der biographischen Artikulation.²⁰

„Die sozialen Kategorien der biographischen Artikulation ... gehören zu einem System an Typisierungen, das ...

¹⁹ Die beiden letzten Auszüge aus Fallbeispielen deuten bereits an, daß das Problem Beruf-Pflege als eine Entscheidung, Strategie oder Handlung des Ehepaares gedacht werden muß, worauf die Familienökonomie bzw. die new home economics einen geeigneten Zugriff bietet (siehe Abschnitt 5.3).

²⁰ Auch Kohlis Konzept des standardisierten Lebenslaufes (1985) zielt in die gleiche Richtung.

dem einzelnen als wesentlicher Bestandteil einer objektiven, vor ihm bestehenden und für ihn gültigen sozialen Wirklichkeit auferlegt ist.“ Sie wirken „als sinngebende Themen für subjektive Lebenspläne“ und werden daher in „konkrete Selbstverständlichkeiten der Selbst- und Fremdauffassung eingeschmolzen.“ (Schütz/ Luckmann 1979: 126). „All diese Typisierungen erfüllen die Sozialwelt mit historisch hochspezifischen Inhalten, die der einzelne als Möglichkeiten, Selbstverständlichkeiten und Unmöglichkeiten für *seinen* Lebenslauf erlernt.“ (Schütz/ Luckmann 1979: 127)

Ein solcher standardisierter Lebenslauf bietet sozial definierte Vorgaben über den „richtigen“ Zeitpunkt von Ereignissen sowie Wissen im Sinne der sozialen Anschlußfähigkeit. Kategorien eines Lebenslaufs vermitteln auch Gerechtigkeitsvorstellungen über Phasen des Gebens im Lebenslauf: Während das „Zurückstecken“ für die Kinder als normal empfunden wird, besteht gegenüber der mittleren Lebensphase die Erwartung, nicht weiter Ressourcen abgeben zu müssen. „*Wir haben ja gesorgt für alles, ich mein okay, das machen wir ja auch alles. Aber nicht in dem Bereich (Pflege; U.D.) jetzt so. Ich mein es hätte einem ja zugestanden, daß wir es mal schönhaben.*“ Es gibt offensichtlich eine symbolische, den intergenerationellen Austausch bestimmende Ordnung, die eher den Ressourcenfluß nach „unten“ zur Kindergeneration als legitim definiert.²¹

Ein weiterer, für das Feld der Generationenbeziehung zwischen erwachsenen Kindern und hochbetagten Eltern typischer „übergeordneter Plan“, der Orientierung für das Setzen von Relevanzen gegenüber den beiden Optionen anbietet, ist die Perspektive des ab einem bestimmten Alter in greifbare Nähe rückenden Ruhestandes, bzw. das Bild des „verdienten Ruhestandes“. So ist beispielsweise die weitere Lebensgeschichte eines Paares daran ausgerichtet, möglichst (finanziell und gesundheitlich) unbeeinträchtigt den Ruhestand zu erreichen. Oder die in wenigen Jahren mögliche Frühverrentung läßt die erwachsene Tochter Kontinuität der Erwerbstätigkeit anstreben.

Mit diesem sozialen Wissensbestand zur Bildung sozial anschußfähiger Relevanzordnungen ist aber die Entscheidungssituation nicht hermetisch geschlossen. An den empirischen Balanceversu-

chen zwischen wertrationaler Fürsorgepflicht und beruflichem Interesse läßt sich gerade die *Instabilität* der Relevanzhierarchien zeigen. „Pragmatische Moralisten“²² verfügen über Deutungsmuster, die eine Distanzierung von und Eingrenzung der normativen Bindung (faktisch bedeutet das eine Beendigung der Pflege durch die Familie) möglich machen. Die Tochter, die zunächst dem Zusammenhalt der Familie einschließlich der älteren Generation Priorität gab, klammert ihre Bindung an das Familienideal ein angesichts der wachsenden Belastung durch ihre Versorgungsaktivitäten und der sich erst vor dieser Folie deutlich abhebenden Vorteile des Berufes. Oder aus der sich als „*eigentlich schon immer Erwerbstätige*“ Definierenden wird eine Frau (im Laufe der Erfahrung mit zunehmender Belastung durch Pflege und Beruf), die durchaus die Tatsache nutzen kann, sich abgesichert durch den verdienenden Ehepartner aus dem Beruf zurückziehen zu können zugunsten der familiären Pflege und zugleich zugunsten eines eigenen beruflichen Moratoriums. In beiden Fallbeispielen schafft das eigene Handeln neue Bedingungen, unter denen wiederum neue Maßstäbe bzw. Handlungsprämissen in den Horizont der Akteure rücken.²³

Weiterhin stellt der „soziale Wissensvorrat“ Deutungsmuster zur Verfügung, die eine Veränderung der Präferenzen keineswegs als Inkonsistenz oder „willkürliche“ Regelverletzung erscheinen lassen. In der Pflege hochbetagter Eltern taucht als typische Form die *Entpersonalisierung* und *Anonymisierung* auf. Die versorgte Person wird mehr und mehr als Träger typischer Probleme alter Menschen wahrgenommen; die Tochter sieht sich zunehmend in der nurmehr formalen Rolle der Pflegeperson. Die innere Bindung an das Ziel „familiärer Pflege“ wird dadurch relativiert, daß immer mehr die allgemeine Eigenschaft „alter Mensch“ in den Vordergrund rückt und die personale Beziehung dahinter verschwindet. Insbesondere leistet die Verschlechterung des geistigen Zustandes dieser Typisierung Vorschub. Die „*therapeutische Aufklärung*“ ist eine weitere charakteristische Form der Distanzierung von der normativen Verbindlichkeit intergenerationellen Austausches. Dieser wird zunehmend der Reflektion zugänglich

²¹ Rosenmayr/ Rosenmayr (1978: 205) bezeichneten diese Form des Austausches als „unendlichen Regress“, in dem jede Generation erneut ihre Austauschpflichten durch Leistungen an die nachfolgende Kindergeneration ausgleicht. Siehe auch die Diskussion über Ressourcenströme zwischen den Generationen bei Bien (1994).

²² Dieser Begriff und weitere Formen des flexiblen Umgangs mit Relevanzen und Normen werden im nächsten Abschnitt erläutert.

²³ Um die beschriebenen Prozesse anhand von Interviewmaterial zu verdeutlichen, wären umfangreiche Zitate nötig, die den räumlichen Rahmen sprengen.

und ambivalent. Mit dem trivialisierten Fachvokabular und den Wahrnehmungsschemata des offensichtlich in lebensweltliche Deutungsmuster diffundierten psychotherapeutischen Denkens erklären Akteure in Generationenbeziehungen die Bindung an das eigene Verantwortungsgefühl als „pathologisch“. In einem Aufklärungsprozeß erkennt man die „eentlichen“ Strukturen der interpersonalen Beziehung (z. B. fehlende emotionale Nähe, bisherige Ausbeutung etc.), die nun nicht mehr akzeptabel sind.

5.2 Pragmatische Moralisten

Die Akteure im Feld der Generationenbeziehungen – erwachsene Töchter und Söhne – sind weder normativ gebundene „Marionetten“ noch sozial ungebundene, nach individuellem subjektivem Nutzen handelnde Strategen. Aber sie vermögen mit Werten, sozialen Erwartungen oder spezifischen situativen Bedingungen folgenbewußt umzugehen. Man kann sie daher als pragmatische Moralisten bezeichnen. Diese zeichnen sich durch einen distanzierten und kalkulierenden Umgang mit Normen aus. Konkret nimmt dies die Form an, daß wegen der kaum rational, geschweige denn endgültig entscheidbaren Prioritäten zwischen dem Beruf der Frau und familiärer Hilfe diese als *begrenzter Versuch* praktiziert wird. Persönliche Belastungen als „Kosten“ der wert-rationalen Bindung werden zwar in Kauf genommen, aber da diese moralische Bindung an familiäre, intergenerationale Hilfeleistung nur partikular gültig ist, werden Zeitraum und Engagement begrenzt. Die Akteure versuchen, die Folgen der familiären Pflege kalkulierbar zu gestalten. Wegen der Ambivalenz gegenüber der familiären Hilfe werden bevorzugt zeitlich befristete, die Nachteile des Engagements in der Pflege begrenzende Strategien gesucht wie etwa Teilzeitarbeit. Oder die Aufnahme des Elternteiles in den eigenen Haushalt kann wegen der erwarteten begrenzten Dauer als *Versuch* definiert werden.

„... und dann sollte sie ins Heim hatten wir uns gesagt. Und dann sagte mein Mann aber: 'Ach weißte was, sie ist ja bald 90, so viele Jahre wird sie nicht mehr haben, versuchens wir mal bei uns eh wir sie ins Heim geben. Dann haben wir es wenigstens versucht und dann brauchen wir uns später keine Vorwürfe zu machen.'“

Hier (wie in zahlreichen anderen Interviews) finden sich die angesprochenen Elemente: die Entscheidung des Ehepaares ist als Versuch deklariert

und wird wegen der wahrscheinlich nur noch kurzen Lebenszeit der Mutter getroffen. Einerseits erkennt man das strategisch-rationale Element des Handelns, andererseits leitet sich das Motiv aus einem wertrationalen Zusammenhang ab. Was sich hier abzeichnet, ist ein *ökonomischer Umgang mit Moral*. Eine wertrationale Entscheidung für intergenerationelle Hilfe wird im Lichte des begrenzten, kalkulierbaren Aufwands – der kurzen Lebenszeit der Pflegebedürftigen getroffen. Die nur noch kurze erwartbare Lebenszeit bedeutet ein geringes Risiko der Festlegung. Das zeitlich begrenzte Eingehen einer Verbindlichkeit im Rahmen des intergenerationellen Austausches läßt einen pragmatischen Kompromiß zu zwischen familiärer Pflicht und Streben nach Erwerbstätigkeit. Die Option Pflege ist akzeptabel, weil ihre Folgen kalkulierbar, überschaubar und revidierbar scheinen.

Zukunft und Lebenszeit spielen eine wichtige Rolle im pragmatischen Umgang mit normativer Bindung. Strukturell geht es dabei um Lösungen für die Frage: Wie kann man „richtig“ handeln angesichts einer bei der Pflege Hochbetagter zu erwartenden kurzen Lebenszeit? Einerseits decken sich die wegen begrenzter Lebenszeit auch begrenzt scheinenden Folgen mit einer begrenzten wertrationalen Motivationsbasis der erwachsenen Kinder. Andererseits kann die Entscheidung zur Versorgung eines Elternteils langfristige Folgen haben und zu nicht revidierbaren Festlegungen führen etwa wenn damit das Ausscheiden aus dem Beruf verbunden ist. Die altersspezifisch besonders schlechten Arbeitsmarktchancen lassen erwarten, nicht in den Beruf zurückkehren zu können. Das Handlungsproblem Pflege ist von dieser *Unabsehbarkeit* ganz entscheidend geprägt. Akteure im Feld Generationenbeziehungen versuchen Formen des rationalen Umgangs mit der bei Pflegebedürftigkeit unumgänglichen Tatsache, daß die Dauer ihres familiären Engagements nicht voraus sagbar ist, zu finden.

Daß es angesichts des unabsehbaren, möglicherweise auch raschen Endes der Pflege eines Hochbetagten riskant ist, die meist irreversible Entscheidung zum Ausscheiden aus der Erwerbstätigkeit zu treffen, wird in der folgenden Interviewsequenz formuliert:

„Naja, also das isses eben; wenn ich aufhören würde, dann wär Schluß, vorbei für alle Zeiten. Und dann würd' ich in ein tiefes Loch fallen, weil meine Mutter jetzt bei mir ist und morgen – sag ich mal – macht sie die Augen zu. Und dann hab ich sie versorgt und dann bin ich den ganzen Tag allein hier.“

Also das würd' ich als gefährlich ansehen für mich. Ich mein, wenn eine Frau neunzig ist, irgendwann ist das Leben ja auch vorbei – nach meiner Meinung.“

Die angesprochenen Situationsmerkmale – möglicherweise langfristige Festlegung, nicht zu revidierende negative Folgen und Ungewißheit der Zukunftsperspektive – machen die Entscheidung zur Pflege strukturell zu einer *riskanten Entscheidung*.²⁴ Die knappe Lebenszeit der Älteren prägt in noch einer Hinsicht das Handlungsproblem. Die begrenzte Ressource „Zeit“ einer hochbetagten Pflegebedürftigen stellt den Sinn von Einschränkungen in Frage.

„Wir haben eigentlich gemacht, um ehrlich zu sein, wir haben nicht gedacht, daß sich das so lange hinzieht. Also wenn mir damals jemand gesagt hätte, als wir meine Mutter zu uns nahmen „Ihr macht das mehr als 3 Jahre“, dann hätt ich gesagt, „nee, das kann nicht sein“. Und das Ende ist eben nicht abzu-sehen. (Pause) Das find ich also schlimm. Wenn jetzt jemand zu mir sagte „ein Jahr und dann ist Schluß“ ..; ich mein man gönnt jedem sein Leben. Aber das Leben, das meine Mutter lebt, ist nicht lebenswert für meine Begriffe. Und für ihre Begriffe nämlich auch nicht – sagt sie mir öfter. Und mein Mann sagt jetzt auch „wir werden auch älter“, mein Mann wird jetzt 59 und oft ist es so, noch ein zwei Jahre, dann geht nichts mehr. Dann ist hier ein Zipperlein, da ein Zipperlein. Und jetzt können wir nichts, weil wir meine Mutter pflegen.“

Im ersten Teil des Auszuges kommt das schon angesprochene Kalkül mit begrenzter Lebenszeit zur Sprache. Im zweiten Teil wird der Wert der Lebenszeit der älteren Generation gegen die eigene Lebenszeit abgewogen. Daß das Leben nicht mehr lebenswert ist verleiht ihm kaum das Gewicht, dafür große berufliche Einschränkungen in Kauf zu nehmen. Die eigene Lebenszeit der erwachsenen Kindergeneration erfährt aus der biographischen Position des mittleren Lebensalters eine ganz spezifische Bewertung. Auch sie wird unter dem Aspekt des Knappwerdens gesehen. Für erwachsene Kinder, die in der Regel zwischen 45 und 60 Jahren alt sind, wenn die Versorgung der Eltern auf die Tagesordnung tritt, bewerten die eigene Lebenszeit besonders hoch, weil sie die Phase vor der in der Erwartung eher negativ und durch gesundheitliche Einschränkungen gekenn-

zeichneten Altersphase darstellt. Die skizzierten Muster sind Antworten auf das Handlungsproblem, sozial akzeptabel mit der knappen Zukunftszeit älterer Menschen umzugehen. Auch der Umgang mit der Zeit hat die Form einer *Ökonomie der Moral*.

Erwachsene Kinder sind ganz im Sinne einer Ökonomie der Praxis in der Lage, ein strategisches Verhältnis zu Normen einzunehmen und sie im Sinne des Sammelns von symbolischem Kapital einzusetzen. Die Fähigkeit, sich Normen distanzierend zu betrachten, ein Spiel mit den Alternativen, strategisch oder normativ gebunden zu handeln, zeigt folgende Passage aus einem Interview mit einem Sohn:

„Es gibt so Kurzzeitpflegeheime, da fahren die Menschen in Urlaub und geben den alten Menschen für vier Wochen in Pflege. So und dann sagen die Nachbarn: „Mein Gott, dieser alte Mensch seiner Wurzeln beraubt sitzt jetzt im Heim, damit die auf Mallorca da den Sonnenschein genießen können.“ Und diese dummen Kommentare waren auf der andere Seite nützlich für meine Entscheidung, die haben mich vom Heim abgehalten. Ich hätte ja auf den Arzt Druck ausüben können und als Mann sogar gute Karten gehabt zu sagen „Tut mir Leid Herr Doktor, ich bin am Ende“.“

Bemerkenswert ist hier zweierlei: das Gewissen, die moralische Seite, wird quasi „ausgeliehen“ von der Umwelt (Nachbarn); der Interviewte betrachtet sich selbst aus der Außenperspektive mit einem moralischen Maßstab. Zwischen dem Gewissen und der strategischen Überlegung, wie leicht doch als Mann eine Heimeinweisung zu erreichen ist, wird ein Kontrast aufgebaut. Er nimmt zu beidem eine distanzierte Position ein, spielt erst einmal die Optionen durch: am individuellen Vorteil orientierter Strategie sein oder moralisch handelnder Sohn? Aus dieser reflektierenden Position heraus vermag er dann das zu wählen, was zunächst symbolisches Kapital vermittelt: die intergenerationelle Hilfeleistung. Den strategischen Umgang mit Moral zeigt eine weitere Sequenz:

„Ich wollte nur sagen, es gibt eine gewisse Gesetzmäßigkeit oder eine gewisse Motorik, daß das irgendwie sich auszahlt. Wenn Sie jetzt, um den Anschluß zu finden auf die Frage „Warum taten Sie solches?“, dann könnte man sagen – aber dann ist es nicht mehr schön, dann ist es nämlich, weil es bewußt gewollt ist, ist es schon destruktiv – dann könnte man sagen: ich tat es, damit er als armes Schwein am Ende auch mal irgendeine Seele findet, die ihn im Alter betreut.“

²⁴ Die biographische Theorie des Geburtenrückgangs argumentiert ähnlich, daß in der modernen Gesellschaft die langfristige Festlegung durch ein Kind eine riskante Entscheidung darstellt (Birg, Flöthmann, Reiter 1991).

Der Sohn weiß mit der Ökonomie der Praxis umzugehen. Wenn reflektiert wird, daß das Rechnen mit generalisierter Reziprozität, die hier als Motiv der intergenerationellen Hilfe geschildert wird, „nicht schön“ ist, dann kennt unser Akteur die Regel, daß rechenhaftes Kalkulieren damit, im sozialen Austausch auch Ressourcen zurück zu erhalten, den sozialen Austausch zugleich entwertet. Austausch muß das Image des Freiwilligen, Zweckfreien tragen, um seinen Wert als informelle Beziehung zu erhalten. Akteure gehen folgenbewußt mit der Einhaltung normativer Verbindlichkeit um. Sie sammeln *symbolisches Kapital* aus der Befolgung von kulturellen Regeln. Sie „wissen“ darum, daß ein Verhalten nach normativen Erwartungen eine Quelle sozialer Anerkennung ist. Die Übereinstimmung mit normativen Vorgaben fließt ebenfalls in die Bewertung einer Präferenz als „nützlich“ – obgleich dieser Begriff hier kaum noch paßt – ein.

Das Vermitteln sozialer Anerkennung läßt sich anhand einer Passage, die die Reaktion auf das Ausscheiden aus dem Beruf wegen der Versorgung schildert, interpretieren: „*Ja das hat man mir auch immer gesagt: 'Gerlinde, als Schwiegertochter auch noch!' Auch in dem Kreis für pflegende Angehörige, die waren auch ganz platt. Die sagten, 'das könnten noch nicht einmal Töchter'.*“

Die soziale Umwelt spiegelt wider, daß ihre Verhaltensweise außergewöhnlich ist. Nicht die soziale Erwartung des Ausscheidens aus dem Beruf zugunsten der Pflege hat sie dazu bewegt. Sondern die Besonderheit ihres Verhaltens als Schwiegertochter gerade gegen die Erwartung zu handeln, vermitteln soziale Anerkennung und Identitätsgewinn. Die Freiwilligkeit steigert den Wert ihrer Entscheidung für die Hilfeleistung. Ein weiterer Auszug, der nicht gänzlich wiedergegeben wird, weist ein ähnliches Muster auf:

„*Also was ihr an Pflege angedeiht soll, das bekommt sie und jeder sagt zu uns, 'Was sieht die Mutter gepflegt aus.' Also das muß ich sagen, das kann ich für mich verbuchen.*“

Wieder spricht die Gemeinschaft die soziale Anerkennung zu. Das Verhalten als „gute Tochter“ wird auf einem *moralischen Konto* gutgeschrieben.²⁵ Die Strategien von pflegenden Familien zielen letztlich auf die Schaffung von Kapital, wobei es sich um materielles, soziales oder symbolisches

Kapital handeln kann, denn alle werden gemäß der günstigsten Möglichkeit, soziale Anerkennung zu gewinnen, kombiniert. Und im Rahmen dieser Strategie kann das Ausscheiden der Frau aus dem Beruf durchaus die günstigste Möglichkeit sein, familiäres Kapital im umfassenden Sinne zu sichern. Symbolisches Kapital (und selbstverständlich auch materielles) aus der Erfüllung intergenerationeller Pflicht dürfte um so wichtiger werden, je geringer das Kapital aus der Erwerbstätigkeit demgegenüber ausfällt.

5.3 Eheliche Strategien

Die Handlungs- und Austauschlogik erwachsener Kinder muß schließlich um *eheliche Strategien* ergänzt werden. Das Abwägen zwischen Pflege durch die Familie und Beruf geschieht im Rahmen einer ehelichen bzw. familiären Zeitnutzungs- und Einkommensstrategie und nicht vor dem Hintergrund individuellen Nutzens. Die Erwerbstätigkeit steht im Rahmen dessen zur Disposition,²⁶ was für das Ehepaar günstig bzw. wertvoll ist. Eine familiäre Nutzung der Zeit der Ehefrau in der Versorgung erscheint z. B. im Lichte der hohen Kosten für pflegerische Dienstleistungen, die die Frau während der Erwerbstätigkeit ersetzen, attraktiver als der Zeiteinsatz in der Erwerbstätigkeit.²⁷ Diese Belastung des Familienbudgets setzt sich unter Umständen gegen das individuelle Interesse der Frau durch.

„*Das [pflegerische Dienste; U.D.] kostet ja alles Geld. Selbst wenn sie 250 oder 300 Mark im Monat zahlen, das reicht ja bei weitem nicht. Das verdienen sie dann, wenn sie nen halben Tag gehen, dann wär das gehopst wie gesprungen. Es kommt auf's selbe raus. Nur eben, daß sie eben sagen ich kann von acht bis zwölf bei der Arbeit sein. ... Ob ich nun zu hause bin oder ich geh arbeiten, das Geld is weg. Es wär dann nur die Selbstbestätigung für mich. ... Okay ich hab dann meine Rente, meine Rentenbeiträge, ja.*“

²⁶ In dieser Studie stets die Erwerbstätigkeit der Frau, weil sie den geringeren Verdienst hat. Da die in einem Fall ein hohes Einkommen erzielende Frau ledig war, stand dort das Aushandeln der Aufgabe der Erwerbstätigkeit nicht zur Debatte.

²⁷ Werden per sozialpolitischer Intervention die Kosten für Dienstleistungen verändert, dann verändert sich auch die Vergleichsrelation für Frauen bzw. Ehepaare. Günstige Dienstleistungen fördern die Erwerbstätigkeit auch von Frauen mit geringeren Verdienstchancen.

²⁵ Die Bedeutung familiären Hilfeausstausches für die „moral identity“ ist ein Ergebnis der Studie von Finch/Mason (1993: 129 ff.).

Dieser Interviewabschnitt macht deutlich, daß die Befragte durchaus um die individuellen Vorzüge der Erwerbstätigkeit – soziale Absicherung und Selbstbestätigung – weiß, daß aber diese sich nicht gegen die eheliche bzw. familiäre Zeit- und Einkommensstrategie durchsetzen können. Nach dem um Aushandlung und Machtverteilung zwischen den Partnern erweiterten haushaltsökonomischen Ansatz wäre die von externen Ressourcen verliehene Macht ausschlaggebend dafür, daß die Interviewpartnerin, eine pflegende Schwiegertochter, aus der Erwerbstätigkeit ausscheidet. Externe Gründe sind in diesem Fall (wie sicherlich in vielen anderen auch) die Einkommensdifferenzen von erwerbstätigen Ehepartnern. Neben dieser materiellen Ebene konstituieren sich eheliche Strategien aber auch auf der Interaktionsebene. Ist im gemeinsamen ehelichen Selbstverständnis, die Produkt der Paargeschichte ist, die Erwerbstätigkeit der Frau verankert, dann wird die Erwerbstätigkeit eher nicht aufgegeben (siehe Interviewauszüge Abschnitt 5.1).²⁸ Für das Verständnis der Hilfeleistung an und die familiäre Solidarität für die ältere Generation ist zu folgern, daß sie nicht unbedingt unter dem Vorzeichen langfristiger, *intergenerationeller* Reziprozität steht; Solidarität kann ebenso als Austausch im Rahmen der Ehe begründet werden.²⁹

6. Fazit

Bei der Analyse der Handlungslogik im Feld der familiären Hilfebeziehungen zwischen den Generationen zeigte sich, daß weder die Logik des Rational Choice-Modells noch die Logik der normativen Handlung angemessen sind. Beides sind in der Familiensoziologie gängige Analysemodelle der Generationenbeziehungen.

Geht man dem auf den Grund, was Akteure im Beruf-Pflege-Konflikt als ihre Handlungsmöglich-

keiten, als Nutzen definieren, was hier in explorativer, interpretativer Weise geschehen ist, dann stößt man auf Einschätzungen, die sich zwar (ähnlich wie im Konzept des normativen Handelns) aus dem sozialen Wissensvorrat speisen. Solche vorerfahrenen Deutungsmuster waren etwa die hohe Bewertung der Erwerbstätigkeit durch ein Lebenslaufmuster, das als „normale“, legitime Erwartung die Erwerbstätigkeit nach der Kindererziehung vorsieht, oder die Distanzierung von der familiären Aufgabe durch das moderne Muster der „therapeutischen Aufklärung“ einer ansonsten verpflichtenden Familienbeziehung. Zweitens zeigte die Analyse, daß normativ vermittelte Wert(Nutzen-)schätzungen auf eine strategische Weise angewandt werden. Wenn das wertrational begründete Engagement in familiärer Pflege zugleich in Erwartung von deren nur begrenzter Dauer geschieht (man will gerne moralisch handeln, aber es darf nicht zu hohe Kosten verursachen), wenn unbefriedigende Erwerbstätigkeit gegen soziales Ansehen als Pflegeperson getauscht werden kann, dann kennzeichnet ein ökonomischer Umgang mit Moral die Akteure. Aus einer konkreten, geregelten Sozialwelt beziehen Akteure Präferenzen, Situationseinschätzungen und die Definition von „Gewinn“. Eine Handlungserklärung ist daher noch nicht mit der Feststellung formaler Rationalität gegeben. Der ökonomische Umgang mit Moral gleicht jedoch nicht der manipulativen Haltung des Utilitarismus zu Normen, die Elster kritisiert. Das verhindert das Habituskonzept, das unbewußte, tatsächlich verinnerlichte Dispositionen annimmt, die dennoch befähigen, das soziale Spiel im Sinne der Anhäufung von Kapital mitzuspielen. Diese Dispositionen sind zugleich strukturell verankert.

Sicherlich hat man beim empirischen Problem „Pflege und Beruf“ Akteure mit Präferenzen vor sich, die sich Vorstellungen von erwartbaren Folgen machen, die mit „frames“ und „habits“ die Entscheidung strukturieren. Aber die von habits und frames geprägte Wahrnehmung und Bewertung der Optionen war kein Problem zu hoher Komplexität der Situation, sondern eher ein Problem sozial anschlussfähige Lösungen zu finden. Die empirische Analyse der Herkunft von Präferenzen zeigte, daß sie keineswegs einen subjektiven, individualistischen Charakter haben; sie stammen aus dem sozialen Wissensvorrat (z. B. wie normal Frauenerwerbstätigkeit ist, wie man seine Präferenzen ändern darf), aber auch aus objektiven (sozialpolitisch gesetzten) Bedingungen. Aus diesen und anderen im Beitrag genauer erläu-

²⁸ Zur Bedeutung der in familiärer Interaktion zirkulierenden Idealbilder für familiäres Handeln vgl. Burgess 1926.

²⁹ Dieser Beitrag kann auch als Annäherung an die Frage gelesen werden, was familiäre Solidarität eigentlich ist. Im Zusammenhang mit der Erwerbstätigkeit (von Frauen) als konkurrierende Option zur familialen Pflege ist die Frage eines Zerfalles von Solidarität äußerst populär. Diese v.a. aus sozialpolitischer Sicht thematisierte Problematik griff der Beitrag nicht explizit auf, zumindest nicht unter dem Stichwort Solidarität, denn dazu wäre eine theoretische Klärung des bisher in der Generationenforschung wenig präzisierten Solidaritätsbegriffes nötig gewesen.

terten theoretischen Gründen, wurde das Schützische und das Bourdieusche Handlungsmodells bevorzugt. Beide Handlungsmodelle liefern eine angemessene Begründung dessen, was als subjektive Ziele, Präferenzen, Situations- und Wahrscheinlichkeitseinschätzungen in den Handlungsweisen im Konflikt zwischen Beruf und Pflege auftaucht. Diese Dimensionen des Akteurs werden nicht einfach als nicht weiter zu erklärende behandelt (wie bei Modellen rationaler Wahlhandlung), sondern sind bei Schütz Bestandteil einer lebensweltlichen, intersubjektiven und typisierten Realität. Oder bei Bourdieu Ergebnisse eines habitusgeleiteten und damit die Knappheiten der objektiven Situation spiegelnden Handelns, das dennoch strategischen, praktischen Sinn offenbart. Die Tatsache, daß Dasein für einen hilfebedürftigen Elternteil scheinbar rational als Vorteil, als Gewinn an symbolischem Kapital verbucht werden kann, hat als notwendige Voraussetzung die zumindest partielle Anerkennung dieser Norm in zumindest der sozialen Gruppe, der die Person zugehört. Beide Ansätze vermögen daher zu vermitteln zwischen den Modellen normativen oder aber individuell-nutzenmaximierenden Handelns.

Utilitaristische Ansätze zur Analyse des familiären Handelns steuern dennoch unverzichtbare Aspekte bei. So lassen sich mit der Familienökonomie familiäre Entscheidungen als Entscheidung über die Zeit- und Arbeitskraftallokation der Haushaltsmitglieder im Rahmen des *ganzen* Haushalts bzw. Familie analysieren. Das Problem der Entscheidung zwischen Beruf und Pflege bedarf solch einer über die individuelle Entscheidung hinausgehenden Perspektive. Denn Handlungsstrategien erweisen sich oft als Einkommensstrategien der Ehepaare; Pflegeleistungen sind nicht Tausch im Rahmen der Reziprozitätspflichten zwischen altem Elternteil und pflegender Frau, sondern zwischen Ehepartnern (v.a. im Verhältnis Schwiegertochter versorgt Schwiegermutter). Eine Integration der Verhandlungsprozesse zwischen Ehepartnern, wie sie die *new home economics* annimmt, mit der Rolle von Normen im bargaining, wie sie Elster herausgearbeitet hat, bietet einen interessanten Ansatz zur Analyse des Entscheidungsproblems Beruf und/ oder familiäre Pflege eines betagten Elternteiles.

Literatur

- Alt, C., 1994: Reziprozität von Eltern-Kind-Beziehungen in Mehrgenerationennetzwerken. S. 197–222 in Bien, W. (Hrsg.), *Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien*. Opladen: Leske und Budrich.
- Axelrod, R., 1986: An Evolutionary Approach to Norms. *American Political Science Review* 80:
- Axelrod, R., 1987: *The Evolution der Kooperation*. München: Oldenbourg.
- Beck, B./Dallinger, U./Naegele, G. und Monika R., 1994: Betriebliche Maßnahmen zur Unterstützung pflegender Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Forschungsbericht, Dortmund.
- Becker, G. S., 1981: *A Treatise on the Family*. Cambridge, London: Harvard University Press.
- Bengston, V.L./ Mangen, D.J./ Landry, P.H., 1984: The Multi-Generation Family. Concepts and Findings. S. 63–80 in Garms-Homolová, V./ Hoerning, E. M./ Schaeffer, D. (eds.): *Intergenerational Relationships*. Lewiston: Hogrefe.
- Bien, W. (Hrsg.), 1994: *Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien*. Opladen: Leske und Budrich.
- Birg, H./ Flöthmann, J./ Reiter, I., 1991: *Biographische Theorie der demographischen Reproduktion*. Frankfurt/ New York: Campus
- Blau, P.M., 1964: *Exchange and Power in Social Life*. New York: Wiley
- Bourdieu, P., 1976: *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 1987: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 1992: *Rede und Antwort*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.
- Brody, E., 1985: Parent Care as a Normative Family Stress. *The Gerontologist* 25: 19–29.
- Brody, E./ Schoonover, C.B., 1986: Patterns of Parent-Care When Adult Daughters Work and When They Do Not. *The Gerontologist* 26: 372–381.
- Brody, E./ Kleban, M.H./ Johnson, P.T./ Hoffman, C./ Schoonover, C.B., 1987: Work Status and Parent Care: A Comparison of Four Groups of Women. *The Gerontologist* 27: 201–208.
- Burgess, E.W., 1926: The Family as a Unity of Interacting Personalities. *The Family*, Vol. VII: 3–9.
- Burkart, G., 1994: *Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien*. Stuttgart: Enke
- Coleman, J., 1991: *Grundlagen der Sozialtheorie*. Bd I, Handlungen und Handlungssysteme. München: Oldenbourg.
- Dallinger, U., 1997: *Ökonomie der Moral. Konflikt zwischen familiärer Pflege und Beruf aus handlungstheoretischer Perspektive*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dallinger, U., 1996: *Pflege und Beruf – ein neuer Vereinbarungskonflikt in der späten Familienphase? Ein Literatur- und Forschungsüberblick*. *Zeitschrift für Familienforschung* 8: 6–42.
- Diewald, M., 1986: *Sozialkontakte und Hilfeleistungen in informellen Netzwerken*. S. 51–84 in Glatzer, W./ Berger-Schmitt, R. (Hrsg.), *Haushaltsproduktion und*

- Netzwerkhilfe. Die alltäglichen Leistungen von Familien und Haushalte. Frankfurt/ New York: Campus.
- Diewald, M., 1991: Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin: Edition Sigma.
- Elster, J., 1987: Saure Trauben. S.211–244 in ders., Subversion der Rationalität. Frankfurt:Campus.
- Elster, J., 1989: The cement of society. A study of social order. Cambridge: University Press.
- Esser, H., 1990: „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“. Die Reichweite von Theorien der rationalen Wahl (am Beispiel des Erklärung des Befragtenverhaltens). Zeitschrift für Soziologie 19: 231–247.
- Esser, H., 1991a: Alltagshandeln und Verstehen: zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und rational choice. Tübingen: Mohr.
- Esser, H., 1991b: Die Rationalität des Alltagshandelns. Eine Rekonstruktion der Handlungstheorie von Alfred Schütz, Zeitschrift für Soziologie 20: 430–445.
- Esser, H., 1996: Die Definition der Situation. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48: 1–34.
- Etzioni, A., 1989: The Moral Dimension. Toward a New Economics. New York: Free Press.
- Foa, E.B./ Foa, U.G., 1980: Resource Theory. Interpersonal Behavior as exchange. S.77–94 in Gergen, K.J./ Greenberg, M.S./ Willis, R.H. (eds.): Social Exchange. Advances in Theory and Research. New York London: Plenum Press.
- Finch, J./ Mason, J., 1991: Obligations of kinship in contemporary Britain: is there normative agreement? British Journal of Sociology 42: 345–367.
- Finch, J./ Mason, J., 1993: Negotiating family responsibilities. London and New York: Tavistock/ Routledge.
- Franz, P., 1986: Der „Constrained-Choice“-Ansatz als gemeinsamer Nenner individualistischer Ansätze in der Soziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38: 32–54.
- Gouldner, A.W., 1960: The Norm Of Reciprocity: A Preliminary Statement, American Sociological Review 25: 161–178.
- Gustavson, S., 1991: Neoklassische ökonomische Theorien und die Lage der Frau: Ansätze und Ergebnisse zu Arbeitsmarkt, Haushalt und der Geburt von Kindern. S.408–421 in Mayer, K.U./ Allmendinger, J./ Huinink, J. (Hrsg.), Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt/ M., New York: Campus.
- Hill P.B./ Kopp, J., 1995: Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Stuttgart: Teubner.
- Homans, G.C., 1958: Social Behavior as Exchange. The American Journal of Sociology 63: 597–606.
- Homans, G.C., 1972 (1961): Elementarformen sozialen Verhaltens. 2. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Huinink, J., 1995: Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft. Frankfurt/ M., New York: Campus.
- Kappelhoff, P., 1993: Soziale Tauschsysteme. Strukturelle und dynamische Erweiterungen des Marktmodells. München: Oldenbourg.
- Kirchgässner, G., 1991: Homo Oeconomicus: das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Tübingen: Mohr.
- Kohli, M., 1985: „Die Institutionalisation des Lebenslaufes. Historische Befunde und theoretische Argumente.“ Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37: 183–208.
- Lüdemann, C./ Rothgang, H., 1996: Der „eindimensionale“ Akteur. Eine Kritik der Framing-Modelle von Siegwart Lindenberg und Hartmut Esser. Zeitschrift für Soziologie 25: 278–288.
- Marbach, J.H., 1994: Tauschbeziehungen zwischen Generationen: Kommunikation, Dienstleistungen und finanzielle Unterstützung in Dreigenerationenfamilien. S. 163–198 in Bien, W. (Hrsg.), Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. Opladen: Leske & Budrich.
- Matthews, S.H./ Werkner, J.E./ Delany P.J., 1989: Relative Contribution of Help by Employed and Nonemployed Sisters to their Elderly Parents. Journal of Gerontology, Social Sciences 44: S36–44.
- Mauss, M., 1968: Die Gabe, Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.
- Miller, M., 1994: Ellbogenmentalität und ihre theoretische Apotheose. Soziale Welt 45: 5–15.
- Mincer, J., 1963: Market Prices, Opportunity Costs, and Income Effects. S.67–82 in Christ, C. et al: Measurement in Economics. Studies in Mathematical Economics in Memory of Yehuda Grunfeld. Stanford: Stanford University Press,
- Nauck, B., 1989: Individualistische Erklärungsansätze in der Familienforschung: die rational choice-Basis von Familienökonomie, Ressourcen- und Austauschtheorien. S.45–61 in Nave-Herz, R./ Marfeka, M. (Hrsg.), Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1 Familienforschung, Neuwied.
- Nye, I.F., 1979: Choice, Exchange and the Family. S.1–40 in Wesley, B./ Hill, R./ Nye, I.F./ Reiss, I.L., Contemporary Theories about the family. General Theories and Orientations, Vol. II, New York, London: .
- Ott, N., 1991: Die Wirkung politischer Maßnahmen auf Familienbildung aus ökonomischer und verhandlungstheoretischer Sicht. S.385–407 in Mayer, K.U./ Allmendinger, J./ Huinink, J. (Hrsg.), Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie. Frankfurt/ M., New York: Campus.
- Priddat, Birger P., 1995: Rational Choice, Hermeneutik und Systemtheorie. Sociologica Internationalis 33: 127–146.
- Reichertz, J./ Schroer, N., 1994: Erheben, Auswerten, Darstellen. Konturen einer hermeneutischen Wissenssoziologie. S. 56–84 in Schroer, N. (Hrsg.), 1994: Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Roberts, R./ Bengston, V.L., 1990: Is Intergenerational Solidarity an Unidimensional Construct? A Second

- Test of a Formal Model. *Journal of Gerontology: Social Sciences* 45: S12–20.
- Roberts, R./ Richards, L.N./ Bengston, V.L., 1991: Intergenerational Solidarity in Families: Untangling the Ties That Bind. *Family and Marriage Review. Families: Intergenerational and Generational Connections. Part One*, 16: 11–46.
- Rosenmayr, H., 1984: Norms and Solidarity. S. 81–89 in Garms-Homolová, V./ Hoernig, E./ Schaeffer, D. (Hrsg.), *Intergenerational Relationships*. Lewiston: Hogrefe.
- Rosenmayr, H./ Rosenmayr, L., 1978: Die Familie. S. 176–230 in Dies., *Der alte Mensch in der Gesellschaft*, Reinbek: Rowohlt.
- Rossi, A. S./ Rossi, P. H., 1990: *Of Human Bonding. Parent-Child Relations Across the Life Course*. New York: Aldine de Gruyter.
- Scharlach, A./ Boyd, S.L., 1989: Caregiving and Employment: Results of an Employee Survey. *The Gerontologist* 29: 382–388.
- Schütz, A., 1971a: Das Wählen zwischen Handlungsentwürfen. S. 77–110 in Ders.: *Gesammelte Aufsätze Bd. 1, Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, A., 1971b: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. S. 3–54 in ders., *Gesammelte Aufsätze Bd. 1, Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, A., 1974: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp
- Schütz, A./ Luckmann, T., 1979: *Sinnstrukturen der Lebenswelt. Bd. 1 und 2*, Frankfurt/ M.: Suhrkamp.
- Schütze, Y./ Wagner, M., 1991: Sozialstrukturelle, normative und emotionale Determinanten der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und ihren alten Eltern. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 11: 295–313.
- Schütze, Y./ Wagner, M., 1995: Familiäre Solidarität in den späten Phasen des Familienverlaufes. S. 307–327 in Nauck, B./ Onnen-Isemann, C. (Hrsg.), *Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung: Rosemarie Nave-Herz zum 60. Geburtstag gewidmet*. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand.
- Soeffner, H.-G., 1989: *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.
- Srubar, I., 1992: Grenzen des Rational Choice Ansatzes. *Zeitschrift für Soziologie* 21: 157–165.
- Srubar, I., 1994: Die (neo-)utilitaristische Konstruktion der Wirklichkeit. *Soziologische Revue* 17: 115–121.
- Sussman, M., 1985: *The Family Life of Old People*. S. 415–449 in Binstock, R.H./ Shanas, E. (eds.), *Handbook of Aging and the Social Sciences*. New York: Van Nostrand.
- Thibault J.W./ Kelley, H.H., 1959: *The Social Psychology of Groups*. New York: Wiley.
- Trapp, M., 1986: Utilitaristische Konzepte in der Soziologie. Eine Kritik von Homans bis zur Neuen Politischen Ökonomie. *Zeitschrift für Soziologie* 15: 323–340.
- Walter, W., 1993: Unterstützungsnetzwerke und Generationenbeziehungen im Wohlfahrtsstaat. S. 331–354 in Lüscher, K./ Schultheis, F. (Hrsg.), *Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften*. Konstanzer Beiträge zur Sozialwissenschaftlichen Forschung, Bd. 7, Konstanz: Konstanzer Universitäts Verlag.
- Wiesenthal, H., 1987: *Rational Choice. Ein Überblick über Grundlinien, Theoriefelder und neuere Themenakquisition eines sozialwissenschaftlichen Paradigmas*. *Zeitschrift für Soziologie* 16: 434–449.